Aus alter und neuer Zeit.

Vier Erzählungen

von

Ernst Willkomm.

Zweiter Band.

Ein Familiengeheimniß. — Am Kolk.

Leipzig,
Hermann Luppe.
1864.

I.

Ein Familiengeheimniß.

I

Zwei Jugendfreunde.

Unfern der Brücke, an welcher die zu Thal fahrenden Dampfschiffe anzulegen pflegten, harrte schon seit einiger Zeit eine beträchtliche Anzahl Menschen in bunter Mischung, um die Reisenden in Empfang zu nehmen, welche in der belebten Stadt etwa aussteigen würden. Der schwarze Rumpf des großen Fahrzeuges, dessen Herannahen die emporwirbelnde Rauchsäule lange vorher anzeigte, ward jetzt, als es um die von Gebüsch umschattete Ecke der scharfen Strombiegung schoß, sichtbar, und viele geschäftige Menschen drängten sich näher an die noch gesperrte Barrière. Bald erkannte man die Gruppen auf dem Deck, die nach dem belebten Quai ausblickten und mit allerhand Reise-Utensilien bepackt waren. Noch einige Minuten, und vom Bord des Schiffes zum Ufer, wie umgekehrt, flogen Grüße. Herren schwenkten ihre breitkrempigen Reisehüte, Damen ließen ihre Taschentücher flattern; denn am Quai, unter dem stoßenden Troß von

Koffer- und Packträgern, die sich des Verdienstes wegen hier eingefunden hatten, befanden sich auch viele elegant gekleidete Herren und Damen, welche Freunde oder Verwandte erwarteten.

Endlich rauschte das Dampfschiff unter langsamen Schlägen seiner Schaufelräder an die Brücke, und ein Gewimmel bunt, oft sogar etwas barock gekleideter Menschen ergoß sich über den Quai und wurde schreiend von der dienstbereiten Menge umringt.

Ein starker Mann, dem Aussehen nach einige dreißig Jahre alt, hatte schon wiederholt einem ungefähr gleichalterigen Herrn am Bord des Schiffes freundlich zugelächelt, der sich mehr Zeit als die Uebrigen nahm. Es schien, die Gesellschaft, in der er sich befand, fesselte ihn noch, denn wenn er auch dem seiner harrenden Freunde eben so freundlich zunickte, wie dieser ihm, setzte er doch mit sichtlichem Wohlgefallen ein Gespräch mit einer vornehmen Dame fort, in deren Nähe ein älterer und ein jüngerer Herr sich hielten, die bisweilen ebenfalls einige Worte mit dem Reisenden wechselten.

Der Mann am Quai gewahrte, daß sein Freund an Bord des Dampfbootes der Dame die Hand reichte, als sie über das Brett an's Land ging. Außer seinem eigenen Reisesacke trug er noch einen großen, sehr schön gestickten Kober, der offenbar seiner Begleiterin gehörte, und als

Beide auch die Brücke überschritten hatten und der Reisende der angenehmen Gesellschafterin Adieu sagen mußte, geschah dieß in so vertraulicher Weise und ward von der Dame nicht minder freundlich erwiedert, daß der Freund am Ufer fast die Geduld über dieß nicht enden wollende Zögern des erwarteten Ankömmlings verlor. Zuletzt gab es noch einen kurzen Austausch von Complimenten und Händedrücken mit den beiden Herren, dann wandten sich diese mit ihrer vornehmen, und wie der Freund jetzt gewahrte, auch schönen Begleiterin dem nächsten Wagen zu, und der Reisende stand in demselben Augenblicke, wo der Wagen fortrollte, neben dem geduldig seiner Harrenden, den er jetzt mit Herzlichkeit umarmte.

Onno von Straßberg war Regiments-Auditeur in der Residenz und hatte aus Gesundheitsrücksichten einige Wochen in erquickender Alpenluft zugebracht. Eigentlich krank war der dreißigjährige Mann nicht, aber durch angestrengtes Arbeiten und zu vieles Sitzen abgespannt. Auf seiner Rückreise wollte er, da sein Urlaub ihm noch einige Frist gestattete, einen Studienfreund und früheren Kameraden, den Rath Egmont Frühauf besuchen, der seit Kurzem in die anmuthig gelegene opulente Stadt an dem herrlichen Strome versetzt worden war.

„Verändert hast Du Dich wenig in den fünf Jah-

ren, die wir uns nicht mehr gesehen haben," redete Egmont den Freund an, einen schon ihrer harrenden Miethwagen besteigend, „und was an Dir anders geworden ist, kann Dir nur zum Vortheil gereichen."

Onno lachte und fixirte jetzt seinerseits auch den Rath.

„Aber ich finde Dich bedeutend verändert," entgegnete er. „Die hiesige Luft scheint Dir zu bekommen."

„Leider bekommt sie mir," seufzte Egmont mit komischem Achselzucken. „Man wird zu sehr fêtirt, denn man soll ja —"

„Was?"

„Bedrängten Vätern eine Last abnehmen," vollendete, noch komischer seufzend, der corpulente Rath.

„Also verkuppeln will man Dich, armer Schelm? und deßhalb — nein, das ist wirklich zu göttlich! ... Erlaube, daß ich mir dieß ergötzliche Evenement in meine Schreibtafel notire! ... Bei schicklicher Gelegenheit gebraucht, kann ich Glück mit dieser wahren Anekdote aus der Provinz machen."

Egmont Frühauf sah dem Freunde gleichgiltig zu, wie er mit einigen kurzen und komisch gehaltenen Worten die Bemerkung niederschrieb, daß man voraussichtlich brauchbare Heirathscandidaten in der Provinz

nicht nur warm halte, sondern besonders gut beköstige.

„Und findest Du denn gar nichts?" fragte Onno den Freund, die Schreibtafel wieder einsteckend. „An anziehenden Gegenständen kann es in dieser wohlhabenden Stadt, deren lebenslustige Bevölkerung ich stets preisen hörte, doch unmöglich fehlen. Das heirathsfähige Alter hast Du, und Dein Amt ernährt Dich. Also triff Anstalten und mache Ernst, ehe man Dich unter die starken Personen zählt, die als Onkel ganz am Platze sind, als Freier aber eine schlechte Figur spielen."

„Ich werde mir Zeit nehmen, Freund, Alles leidenschaftslos prüfen und mich auch dann, wenn ich gesonnen sein sollte, eine Wahl zu treffen, noch einige Wochen besinnen."

„Und darüber wirst Du Dich in die Gestalt eines Bachus verwandeln und Dein reiflich überlegter Entschluß muß sich in die Dunkelheit eines schön geflochtenen Körbchens zurückziehen!"

„Nun gut, so leb' ich eben ohne Sorgen weiter und brauche mich an keinem Tage um den Küchenzettel zu kümmern. Geh' Du mir mit gutem Beispiele voran! Du hast ja die Gestalt eines Adonis, gehörst auch dem bevorzugten Stande der Grundbesitzer an —"

„Der verschuldeten, mein Freund!"

„Bist zwei Jahre fünf Monate jünger als ich, trägst an Galatagen eine glänzende Uniform und hast vermuthlich außer Deinem Gehalt noch einige kleine Remunerationen, die, wenn man sie auf seinem Schreibtische vorfindet, keinen Unsegen in's Haus bringen."

„Wer weiß, was geschieht!" meinte Onno von Straßberg in bester Laune. „Man wird des Junggesellenlebens bisweilen doch überdrüssig. Bekanntschaften, die mich interessiren, habe ich in letzter Zeit ziemlich viele gemacht."

„Eine der interessantesten war wohl die Dame, deren vertraulichem Geplauder Du mit so theilnehmender Aufmerksamkeit zuhörtest? Sie drückte Dir ja zum Abschiede sogar die Hand!"

„Die?" sagte Onno von Straßberg und ein leichter Schatten flog über sein luftbraunes Gesicht. „Ach nein, Freund Egmont! Das allerliebste Geschöpf bedarf keines männlichen Beschützers mehr. Sie hat deren schon zwei!"

„Wie? lebt sie in Bigamie?"

„Ich bitte, Egmont, unterlasse Deine gern etwas in's Derbe spielenden Scherze! Die Gräfin lebt im Hause ihres Schwiegervaters. Wenn Du den alten Herrn mit dem bis an den Hals zugeknöpften Rocke scharf angese-

hen hast, kann es Dir nicht entgangen sein, daß der jüngere Mann nur sein verjüngtes Ebenbild ist."

„Schade!" entgegnete der Rath. „Ihr Beiden, ich meine Dich und das feine Weibchen, hättet für einander gepaßt! Du hast Deine Erholungsreise in die Alpen um ein oder zwei Jahre zu spät angetreten ... Wie nennt sich die Familie?"

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Rathes, die nahe vor dem Thore in einem artigen Garten gelegen war.

„Nachher will ich Dir Rede stehen," versetzte Onno von Straßberg, zuerst seinen Sitz verlassend und dem corpulenten Freunde beim Absteigen helfend. „Erst will ich mich des überflüssigen Staubes entledigen und ein wenig Toilette machen, da ich sehe, daß Du trotz Deines Cölibates nicht einsam lebst."

„Meine Hauswirthin mit ihrer Tochter," erklärte der Rath.

„Dein Geschmack ist nicht übel! In solchen Umgebungen kann man allerdings vergessen —"

„Vergiß nur Deine Toilette nicht," unterbrach ihn lachend der Freund. „Meine Herrschaft hat ein Ende, sobald ich die Schwelle dieser lebendigen Hecke überschreite. Ich bitte

das gefälligst ebenfalls zu notiren, damit Du nicht in Collisionen geräthst."

Inzwischen war ein hübsches, flinkes Hausmädchen näher gekommen, begrüßte mehr mit den Augen als mit dem kurzen Knix, den sie machte, den Fremden, bemächtigte sich des Reiseüberwurfs und nöthigte Straßberg auch, ihr noch den Reisesack zu überlassen. Darauf schritt sie den ihr langsam folgenden Herren in das bequem eingerichtete Landhaus voran, dessen ganze erste Etage der unverheirathete Rath bewohnte.

Die beiden Damen hatten bereits ihren Platz unter der Veranda verlassen.

Beim Vorübergehen an der Bank, wo sie gesessen, fiel Onno nur ein vergessenes Arbeitskästchen in's Auge, das mit einer Menge Utensilien zum Sticken angefüllt war.

„Die Damen sind wohl sehr fleißig?" wandte er sich fragend an Egmont.

„Für Damen unermeßlich," lautete die Antwort des Rathes.

Das Stubenmädchen wandte sich um und lächelte schelmisch.

„Wie im Paradiese!" sprach Onno, das wohnliche Gartenhaus betretend und in ein Zimmer blickend, des-

sen schattige Kühle und comfortables Ameublement ihm einladend zuwinkte.

„Mach' es Dir so bequem, als Du magst," versetzte der Rath. „Ich werde mich ruhig verhalten, bis ich Deine Glocke höre. Dann ist der Theetisch servirt, ich erlaube mir, Dich den Hütern dieses kleinen Paradieses vorzustellen und ich hoffe, Du wirst in ihrer Gesellschaft einen heitern Abend verleben."

II.

Geplauder bei der Cigarre.

Durch die offenen Fenster fiel das lauschige Licht des Mondes in das erhellte Gemach des Regiments-Auditeurs. Ein lauer Wind spielte mit den grünen Ranken der Schlinggewächse, die an der Mauer des Hauses bis zum Dache hinaufkletterten.

Onno von Straßberg saß neben dem Freunde im Sopha und rauchte behaglich seine Cigarre, indem er den kräuselnden Schwingungen mit den Augen folgte, die der bläuliche Rauch des narkotischen Krautes um die geschliffene Kuppel der großen Lampe beschrieb.

„Du kennst jetzt meine hiesigen Verhältnisse und weißt, wie ich lebe," schloß Egmont Frühauf eine längere

Mittheilung. „Nunmehr kommt die Reihe des Erzählens an Dich. Vor allem wünsche ich zu erfahren, wie Du Dich auf der Reise amüsirt, welche Bekanntschaften Du gemacht hast, und in welchen Erinnerungen Dein Geist am liebsten und auch später noch schwelgen wird?"

Onno blies den Rauch langsam durch die Nase und lehnte sich recht bequem zurück in die Sophaecke.

„Darüber jetzt schon Rechenschaft abzulegen, fällt mir sehr schwer," versetzte er. „Die Erlebnisse haben sich in meiner Seele noch nicht geklärt, viel weniger krystallisirt. Sie bilden ein Chaos, auf das nur einzelne schimmernde Lichtstrahlen fallen. Und wenn ich so in dieß farbige Durcheinander mit meines Geistes Auge blicke, weiß ich in der That nicht, wo ich am liebsten weilen und mich für längere Zeit festsetzen soll."

„Aus dem Allen geht hervor, daß Du ein beneidenswerthes Leben geführt haben mußt."

„Langweilig und traurig war es allerdings nicht, und doch hatte es auch seine Schattenseiten."

„Wie meinst Du das?"

„Es verwöhnte — schon jetzt fühl' ich es. Mehr noch, fürchte ich, werde ich in der Erinnerung an die verlebten schönen Wochen zu leiden haben, wenn ich erst wieder in den Wust meiner prosaischen Geschäfte mich vergraben muß. Ich werde entbehren, und Entbehrung,

mag sie bestehen, worin sie will, ist immer eine gelinde Art Tortur."

„Namentlich wenn diese Entbehrung in der Abwesenheit gewisser graciöser Persönlichkeiten besteht, an deren Lächeln man sich gewöhnt hat und deren sanfter Händedruck dem ganzen innern wie äußern Menschen wohl thut. . . . Die schöne Gräfin zum Beispiel —"

„Ganz recht, Egmont," fiel Onno dem spöttelnden Freunde ins Wort, „just den Umgang mit dieser Frau werde ich vermissen; entbehren, d. h. für immer entbehren soll ich ihn glücklicherweise nicht, und darum sehe ich auch dem Ende meines Urlaubs mit großer Gemüthsruhe entgegen."

„Bist du vielleicht eingeladen, die Stelle eines Hausfreundes bei Deinem namenlosen Grafen anzutreten?"

„Immer scherze, Dein etwas leichtfertig klingender Spott beleidigt mich nicht. Zuerst will ich das Halbdunkel der Namenlosigkeit, das Dir Sorge zu machen scheint, aufhellen, und Dich wissen lassen, daß der alte Herr im zugeknöpften Rocke der ehemalige Gesandte am neapolitanischen Hofe, Graf Eboldsheim ist, der seinen Sohn und seine Schwiegertochter auf einer Reise in das sonnenbeglänzte Land jenseits der Alpen begleitete, wo er ihnen der beste Führer sein konnte, und nun, gestärkt an Geist und Leib, mit dem glücklichen Paare wieder

zurückkehrt in die Residenz. Die gräfliche Familie wird den Winter daselbst verleben, und ich habe der schönen jungen Frau ohne Gram in die Hand geloben müssen, daß ich sie gleich nach meiner erfolgten Rückkehr besuchen will. Für so vergeßlich ich auch meinen guten Eltern galt, diese Einladung und dieses Gelöbniß werde ich gewiß nicht vergessen!"

„Lebtest Du längere Zeit mit der gräflichen Familie zusammen?" fragte Egmont. „Seit dem Rücktritte des alten Grafen aus dem Staatsdienst sollen die Eboldsheim wenig Gesellschaft bei sich sehen."

„Ich habe mich nie darum gekümmert," erwiederte Onno, „wie es ja überhaupt meine Angewohnheit ist, Alles an mich kommen zu lassen, mich um nichts zu bemühen. An mich gekommen, im wahrsten Sinne des Wortes, sind denn auch die mir sehr lieb gewordenen Eboldsheim. Wir begegneten uns zuerst in Meran, wo der Zufall mich bei Tafel neben die junge Gräfin gesetzt hatte. Dem prächtigen Weibchen zur Rechten saß der alte Herr, der lange Zeit ebenso zugeknöpft war, wie sein Rock; mir gegenüber sein Sohn, der, wie er mir selbst erzählte, keine Neigung zum Staatsdienste hat."

„Beatus ille, qui procul negotiis," fiel der Rath declamirend ein.

Onno aber ließ ihn die Horazische Ode nicht weiter citiren, indem er fortfuhr:

„Ich kann es dem Grafen nicht verdenken, daß ihm seine Unabhängigkeit mehr werth ist, als die Ehren, welche eine diplomatische Carriere denen verheißt, die sich mit ganzer Seele und mit Aufopferung ihres edelsten Selbst derselben hingeben. Ob er seinen Plan, nur als Grundherr Gutes zu wirken, durchsetzen wird, ist freilich eine andere Frage. Der von den Mühen und Errungenschaften seines Wirkens ausruhende Graf Ottfried scheint mit dem Entschlusse seines Sohnes Hannibal wenig zufrieden zu sein, und die schöne Cordelia kommt mir zu beweglich vor, als daß ich glauben könnte, ihr würde auch der reizendste Aufenthalt auf dem Lande, verbunden mit zweckmäßiger Abwechslung, welche das Reisen gewährt, für immer genügen. Im ersten Jahre einer glücklichen Ehe gefällt das wohl und auch das verwöhnteste Gesellschaftswesen findet der bloßen Neuheit wegen daran Geschmack. Später aber —"

„Nun, Du wirst ja sehen, was die wahre Liebe vermag," unterbrach ihn Egmont. „Der nächste Winter bringt Dir hoffentlich keine langweilige Stunde. Aber ich will Dich nicht mehr unterbrechen. Erzähle, was Dir ferner für Evenements zugestoßen sind."

„Man hat am Wenigsten zu erzählen, wenn man

sich glücklich fühlt," entgegnete Onno. „Wir sahen uns nach dieser ersten Begegnung täglich, beredeten kleine Ausflüge in die malerischen, durch großartige Romantik ausgezeichneten Umgebungen der alten, interessanten Alpenstadt, und traten endlich in Gesellschaft die Reise nach der Schweiz an. Verlangst Du von mir, ich solle die Summe dieses Zusammenseins ziehen, so setzest Du mich in die größte Verlegenheit. Ich kann nur berichten, daß mir die Tage im Fluge vergingen, daß ich den jungen Grafen Eboldsheim wiederholt im Stillen um das Glück ein so heiteres, so durchsichtig klares und immer sich gleichbleibendes Wesen sein zu nennen, beneidete, und daß ich nicht begriff, weßhalb Graf Ottfried im Mitgenuß und ungestörten Anschauen dieses reinen Eheglückes, immer schweigsam blieb und nicht selten dämonisch finster drein schaute."

„Blinder Thor! Soll ich Dir die finstere Miene des alten Diplomaten erklären?"

„Ich bitte sogar darum, wenn Du es kannst."

„Er fürchtet, ein so überirdisches Glück werde von keiner Dauer sein. Diplomaten sind die ärgsten Zweifler. Sie glauben noch weniger an das, was sie sehen, als an das, was sie denken."

„Das Glück seiner Schwiegertochter, oder die Besorgniß, es könne sich dasselbe früher oder später ein-

mal verflüchtigen, trägt zu der stets ernsten Stimmung des Grafen Ottfried nichts bei," entgegnete Onno von Straßberg gelassen. „Diese in sich versinkende Seele zehrt von einem andern Leide. Das ward mir schon aus einzelnen Andeutungen Cordelia's — wie ich sie der Kürze wegen nennen will — erkennbar."

„Wenn die junge Gräfin um das Leid ihres Schwiegerpapa's weiß, dann werden auch Dir sich die Pforten des Verständnisses früh genug öffnen."

„Hältst Du sie für plauderhaft? Du thätest der ausgezeichneten Frau das schwerste Unrecht!"

„Keineswegs; nur für mittheilsam halte ich sie und — und —"

„Immer sprich Dich aus!"

„Nun — für eine Frau."

„Und Frauen, meinst Du, müssen zuletzt doch schwatzen?"

„Um recht mittheilsam werden zu können, bedürfen sie eines Freundes."

„Du schlägst meine Fähigkeiten und meinen gesellschaftlichen Tact höher an, als ich es verdiene," sagte Onno von Straßberg. „Zur Freundschaft gehört ein hoher Grad von Würdigkeit und zum Vertrauen noch mehr!"

Egmont machte eine ungläubige Kopfbewegung, indem er sagte:

„Lassen wir jeden unnützen Streit um Möglichkeiten und bleiben wir bei dem Thatsächlichen stehen. Zu diesem gehören Dein Bekanntwerden mit der Familie Eboldsheim, Dein Zusammensein während mehrerer Wochen, endlich der jungen Gräfin Einladung, ein Gast ihres Hauses in der Residenz zu werden."

„Wer Besuche aus Höflichkeitsrücksichten abstattet, gewinnt damit noch nicht das Recht, als Gast oder gar, wie Du rechnest, als Hausfreund in eine ihm sonst ganz unbekannte Familie aufgenommen zu werden."

„Um so lieber laß uns beim Thatsächlichen bleiben," fuhr der phlegmatische Rath fort. „Welchem Geschlecht entstammt die junge Gräfin?"

Ueber das gebräunte Antlitz des Regiments-Auditeurs legte sich eine leichte Wolke.

„Du fragst beinahe wie ein Criminalist," versetzte er zögernd. „Interessirt Dich der Stammbaum einer Frau, die Du nicht einmal kennst?"

„Ich habe sie ja gesehen."

„Beschattet von ihrem Reisehute!"

„Darf ich es denn nicht wissen? Oder hat sie vielleicht gar keine Familie? Es giebt im modernen Culturleben sonderbare Auswüchse der Sentimentalität, zu de-

nen ich auch alle nicht standesgemäßen Heirathen zähle. Im Fall nun Graf Hannibal an dieser bisweilen und an manchen Orten schon sporadisch auftretenden Modekrankheit leiden sollte, wäre der Tief- oder Trübsinn des alten Grafen sofort erklärt."

„Lieber Egmont, Du wirst beinahe unartig. Aber was willst Du mir denn antworten, wenn ich Dir nun das Geständniß ablege, daß es mir niemals, während der ganzen Reise durch die Alpen und den Rhein herab, eingefallen ist, mich nach Cordelia's Familie zu erkundigen. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob sie einem freiherrlichen, einem gräflichen oder einem fürstlichen Geschlecht entsprossen ist. Ihrem Auftreten nach könnte ihre Wiege an den Stufen eines Thrones gestanden haben."

Der Rath verließ seinen Sitz und sah dem Freunde ernster und forschender in die erregten Züge, als es seine Art war.

„Darauf will ich Dir die Antwort schuldig bleiben," versetzte er, eine warme Aufwallung seines Herzens mit Mühe bekämpfend. Du wirst in der Residenz Deine wirklich kindliche Unbefangenheit nicht lange behalten, sondern gezwungen sein, Dich nach der Familie der Gräfin zu erkundigen. Da wir ohne Zweifel in lebhaftem Briefwechsel mit einander bleiben, auch wahrscheinlich von Zeit zu Zeit amtlich unter uns zu verkehren haben, so holst Du gewiß

das Versäumte unaufgefordert später einmal nach. Denn als angehenden Hausfreund im Hotel des Grafen Ebolds-heim, werde ich mir doch erlauben, Dich so lange zu betrachten, bis Du mir thatsächlich das Gegentheil beweisest."

Onno von Straßberg berührte der Ton, in welchem sein Freund diese Worte hinwarf, unangenehm; denn er fühlte aus demselben ein Mißtrauen heraus, das er nicht verdient zu haben glaubte. Gräfin Cordelia war ihm werth geworden durch die Feinheit, die ihr ganzes Wesen mit einem zauberischen Aether umgab, und durch die geistig belebte Unterhaltung, die sie immer anzuknüpfen verstand. Die junge, schöne, vornehme Frau fesselte durch das Ensemble dieser, nicht gar zu häufig vorkommenden Eigenschaften den unverheiratheten Mann, und es entspann sich zwischen Beiden durch verlängertes Zusammensein allerdings ein gewisses, wohlwollender Freundschaft verwandtes Verhältniß, allein dieß blieb so conventionell höflich, daß Niemand berechtigt war, dem Regiments-Auditeur darüber Vorwürfe zu machen. Wenn Egmont Frühauf dennoch eine stille Neigung des Freundes zur Gräfin witterte, so hatte eine einzige, Straßberg entschlüpfte Aeußerung dieß verschuldet.

Da Onno still geworden war, setzte sich der Rath wieder zu ihm.

„Du hast es mir doch nicht übel genommen, daß ich aussprach, was Du augenblicklich vielleicht nicht einmal klar empfindest?" redete er den Freund zutraulich an.

„Ich kann Dir die bestimmte Versicherung geben, daß Du irrst," entgegnete Straßberg. „Ich müßte aber wirklich ein Bär sein, wenn ich eine so liebreiche Einladung, eine flüchtige Bekanntschaft in eine dauernde zu verwandeln, nicht annehmen wollte."

„Bist Du überzeugt, daß ich es gut mit Dir meine?" fragte Egmont den Freund.

„Das weißt Du."

„Dann verzeihe mir."

„Es bedarf dessen nicht, denn Du hast mich nicht beleidigt."

„Aber verstimmt!"

„Auch das nicht," sagte Onno gepreßt und legte die fast ausgerauchte Cigarre in den von einer feinen Perlenstickerei umschlossenen Aschenbecher. „Inzwischen bitte ich Dich, laß die Gräfin mit ihrem Manne, der in der That gar nicht unglücklich und eifersüchtig aussieht, ruhen. Ich will den Rest meines Urlaubes in Deiner und Deiner Freunde Gesellschaft als ächter Junggeselle verleben, schon um Dir den Beweis zu liefern, daß ich ganz ungebunden bin, und von meinem Thun und Lassen nur mir allein Rechenschaft abzulegen habe. Aus der Residenz werde

ich später unaufgefordert Deine Neugierde zu befriedigen suchen, und dann wirst Du alles Unrecht, das Du mir thust, mir aus freien Stücken abbitten. Jetzt, denk' ich, sagen wir uns gute Nacht. Ich fühle doch, daß mir in den letzten Tagen die nöthige Ruhe fehlte, und ich will, Dir und Deiner bösen Ungläubigkeit zum Trotz, wie ein Gott in dem Paradebette schlafen, das Deine sorgsame Wirthin, in der ich eine höchst respectable Dame verehre, so einladend für meine müden Glieder hat aufschlagen lassen."

III.

Im Salon.

Ein Monat war vergangen und Onno von Straßberg saß wieder in seinem Bureau. Es gab viele Arbeiten zu bewältigen, Mancherlei zu ordnen und zu schlichten, so daß die ersten Tage in fortwährender, und zwar unangenehmer Beschäftigung vergingen. Außer den Pflichtbesuchen bei seinen Vorgesetzten, blieb dem jungen Manne keine Zeit zu anderen Visiten übrig.

Ende der zweiten Woche erst fühlte er sich wieder etwas weniger gebunden, und nun ließ er es seine

erste Sorge sein, bei Eboldsheim sich anmelden zu lassen.

Das Hotel des Grafen lag etwas abgelegen von dem eigentlich fashionablen Stadttheile; denn die Residenz hatte sich in den letzten beiden Decennien sehr vergrößert, und gerade der neue Anbau mit seinen geräumigen und comfortable eingerichteten Häusern wurde vorzugsweise von der vornehmen Welt bewohnt. Nur einige alte, begüterte Adelsfamilien, deren sogenannte Palais in der alten Stadt lagen, zogen es vor, in den ihnen lieb gewordenen Räumen auch fernerhin zu bleiben. Zu diesen gehörte Graf Eboldsheim.

Onno von Straßberg hatte sich unter der Hand, ohne Aufsehen zu erregen, nach den Lebensgewohnheiten des alten Diplomaten, von dem in der Residenz außerordentlich wenig gesprochen ward, erkundigt, und erfuhr, daß derselbe eigentlich gar nicht mehr in der Gesellschaft lebe. Mit dem Rücktritte aus dem Staatsdienste hatte Ottfried aufgehört, Gesellschaften zu besuchen. Zuweilen erschien er wohl noch in irgend einer größeren diplomatischen Soirée, seines Bleibens war aber selten lange. Auch trug er niemals viele Orden, obwohl er deren eine ganze Reihe besaß, und außerdem wollte man wissen, daß Graf Eboldsheim, wenn er in großen, glänzenden Gesellschaf-

ten sich zeigte, daselbst stets eine völlig stumme Rolle spiele.

In seinem eigenen Hause hatten nur Wenige Zutritt, die einmal daselbst Eingeführten waren aber stets gern gesehen, und Alle behaupteten, man fände nirgends angenehmere Cirkel, nirgends eine anziehendere Unterhaltung, als im Hotel Eboldsheim.

Diese Angaben entsprachen so ziemlich dem, was Onno von dem jungen Grafen schon auf der Reise gehört hatte, und da er als Mann von Geist die anregenden Gespräche kleinerer Gesellschaften dem bloß zerstreuenden, oft sogar langweiligen Geräusch großer Versammlungen vorzog, so war er sehr begierig auf den Empfang, den er daselbst finden würde.

Das Haus selbst hatte kein palaisartiges Aussehen. Es war alt, bestand aus einem Erdgeschoß und einer darüber hinlaufenden ersten Etage, die an beiden Enden zu Mansarden sich abflachte, und unterschied sich von manchem stattlicheren Bürgerhause nur durch die breite und hohe Eingangspforte. Zu beiden Seiten derselben hielten die schlecht gemeißelten, vom Wetter arg angefressenen Statuen zweier wilden Männer Wacht. Auch ein Schilderhaus stand unfern des Thorwegs, denn der längst verstorbene Vater des alten Grafen war General gewesen

und hatte bis an sein Lebensende den Posten eines Stadtcommandanten bekleidet.

Onno von Straßberg ward sogleich angenommen. Ein greiser Diener mit gepuderter Perrücke und in einer Livree nach längst veraltetem Schnitt, meldete ihn bei dem Grafen. Der Mann schwebte unhörbar über die mit Teppichen belegten Corridore, und sah so mürrisch aus, als werde ihm nicht blos der Dienst, sondern auch das Leben lästig.

Graf Ottfried von Eboldsheim empfing den Regiments-Auditeur so freundlich, wie seine Eigenart es überhaupt gestattete.

„Ich bedauere," fügte er der ersten vornehm wohlwollenden Begrüßung hinzu, „daß Sie mich allein treffen. Meine Kinder sind erst heute Morgen verreist, sie werden aber schon nach einigen Tagen wieder zurückkehren. Dann, Herr von Straßberg, hoffe ich Sie abermals in meinem Hause zu sehen."

So freundlich der alte Herr diese Worte sprach, so kühl klangen Sie doch, und Onno war nicht recht sicher, ob sie dem Grafen von Herzen gingen.

Zu einer weiteren Bemerkung oder einer Frage ließ sich Eboldsheim nicht herbei. Als befinde er sich allein im Zimmer, sah er still vor sich nieder, befühlte die einzelnen Knöpfe seines bis an den Hals zugeknöpften Rockes

und holte in kurzen Zwischenräumen tief Athem, als drücke ihn ein schwerer Kummer.

Das war kein Empfang, wie Onno ihn erwartet hatte und wie er ihm von der jungen Gräfin ja gewissermaßen im Voraus verheißen worden war. Aus seiner Fassung jedoch konnte die auffällige Wortkargheit des alten Herrn ihn nicht bringen. Ihm schwebten eine Menge Fragen auf der Zunge, und eine oder die andere mußte doch auch den Mund des Grafen öffnen.

So begann denn Onno ganz ungenirt ein Gespräch, das an die heitere Vergangenheit der noch nicht weit zurückliegenden Reise anknüpfte, an welcher der ehemalige Gesandte mit Interesse Theil genommen hatte. Es gelang auch Onno, den Grafen zu Entgegnungen zu veranlassen, mehr aber als das Hochnothwendige enthielten diese nicht, und Straßberg hätte unbescheiden sein müssen, wenn er eine Unterhaltung, die mit so zögernder Behutsamkeit aufgenommen und so ausweichend fortgeführt wurde, über wenige Minuten hätte im Fluß erhalten wollen.

Als er sich erhob, stand auch der Graf auf. Onno konnte nicht mehr zweifeln, daß der mürrische alte Herr seine Entfernung kaum erwarten könne. Selbst sein „Auf Wiedersehen, Herr von Straßberg" klang so abweisend, daß mancher junge Mann einer so zweifelhaft ge-

gebenen Einladung kaum jemals Folge geleistet haben würde.

Graf Ottfried geleitete den Regiments-Auditeur bis an die Thür seines Cabinets.

Der Corridor war sehr dunkel, ward aber durch das Oeffnen der Thür hinlänglich hell, um nach allen Seiten hin denselben bequem überblicken zu können.

Gerade in dem Moment, als sich Onno durch eine nochmalige Verbeugung von Eboldsheim verabschiedete und die Thür sich langsam in den Falz einfügte, gewahrte er nur wenige Schritte von sich eine Frauengestalt in der dunkeln Tiefe des Corridors sich verlieren, die der Gräfin Cordelia der Figur nach so frappant ähnelte, daß ihm vor Erstaunen beinahe eine laute Aeußerung enschlüpft wäre.

Gesehen und gehört mußte die Dame den Besuch des Grafen haben, und doch ignorirte sie Onno vollkommen. Ohne die geringste Bewegung des kleinen graciösen Kopfes, der ganz so wie bei Cordelia auf den Schultern saß, verlor sie sich im Schatten des Corridors, und Onno von Straßberg konnte nicht bemerken, wo sie geblieben sein möge.

„Sollte sich die Gräfin verläugnet haben?“ war der erste Gedanke, welcher Onno durch den Kopf fuhr.

Eben so schnell aber, als der Gedanke, daß die Gräfin

Cordelia von Eboldsheim sich verläugnet habe, in ihm aufstieg, unterdrückte er ihn wieder; denn er gedachte des sanften, stets freundlichen Entgegenkommens, wodurch die junge Frau ihn während der ganzen Reise ausgezeichnet hatte. Wiederholte er sich die zutraulichen Worte, die sie ihm zum Abschiede sagte und durch welche sie eine zusagende Antwort von ihm fast erbat, so war es undenkbar, daß sie seinen ersten Anstandsbesuch so gänzlich ignoriren konnte, wenn sie wirklich im Hause verweilte.

Die im Halbdunkel des Corridors kaum ihren Umrissen nach flüchtig erhaschte Figur beschäftigte Onno von Straßberg mehr als billig. Er mußte noch an sie denken, als er schon längst wieder mit seinen prosaischen Arbeiten beschäftigt war. Selbst im Traume erschien sie ihm, nicht freundlich, sondern drohend, obwohl sie das Gesicht mit einem dichten grauen Schleier verhüllt trug. Das Traumbild glich ebenfalls Cordelia, und Onno erwachte so mißmuthig, daß er sich zur Arbeit zwingen mußte und doch den ganzen Tag zerstreut blieb.

Heiter, ja so recht innerlich vergnügt ward der junge Mann erst wieder, als er nach einigen Tagen von ein paar Offizieren gesprächsweise vernahm, Graf Hannibal von Eboldsheim gedenke auf den wiederholt geäußerten Wunsch seiner lebenslustigen jungen Frau doch noch ein ihm zusagendes Staatsamt annehmen.

„Ich hörte, er verweile auf dem Stammgute," erwiederte Straßberg. „Auch habe ich vor mehren Wochen aus seinem Munde vernommen, daß er stets unabhängig bleiben wolle."

Die Offiziere bestritten dieß und fügten hinzu, man werde darüber bald Gewißheit erlangen. Das junge Paar sei am vergangenen Tage in die Residenz zurückgekehrt, der Graf habe bei Hofe um eine Privataudienz gebeten, und das Gerücht behaupte allgemein, in derselben werde Hannibal dem Landesherrn eröffnen, daß er bereit sei, fortan seine Kenntnisse und Fähigkeiten dem Staate zu weihen."

„Sie ist es also doch nicht gewesen!" triumphirte Onno, arbeitete mit vieler Leichtigkeit und stellte sich am nächsten Sonnabend, wo stets einige Freunde bei Eboldsheim waren, wie ihm Cordelia selbst erzählt hatte, um die gewohnte Abendstunde in dem alten Palais der Familie ein.

Dießmal empfing den Regiments-Auditeur ein modern gekleideter Laquai mit den höflichsten Manieren, bat um den Namen des ihm noch unbekannten Gastes und öffnete ihm darauf die Thür des kleinen Salons, der auf dem linken Flügel des Palais lag.

Gräfin Cordelia begrüßte Onno wie einen alten, guten Bekannten und stellte ihn den einzigen beiden Her-

ren vor, die außer dem Grafen Hannibal noch zugegen waren. Es war ein noch ganz junger Mann bürgerlichen Herkommens, der in der Militärschule, wo er auf Staatskosten erzogen ward, durch seinen Fleiß und seine ungewöhnlichen Fähigkeiten von sich sprechen machte. Graf Eboldsheim hatte sich für den elternlosen jungen Menschen interessirt, ihm Zutritt zu den kleinen, stillen Cirkeln seines Hauses gestattet, und ihn stets mit Aufmerksamkeit behandelt. Jetzt war August Brand Fähndrich geworden und durfte erwarten, demnächst zum Lieutenant aufzusteigen.

Der zweite Gast war ein Mann in gesetzten Jahren, mit feinem Gesicht und klugen, beweglichen Augen, deren Blick unter der Brille oft unheimlich glänzte und immer vibrirte.

Die Gräfin stellte ihn als ihren Hausarzt, den Doctor am Ende vor.

Die Unterhaltung kam bald in Fluß. Gräfin Cordelia war heiter, gleichmäßig liebenswürdig gegen Alle und wirkte dadurch zauberisch belebend auf Jeden, der ihr nahe kam.

„Sie haben aber ziemlich lange auf sich warten lassen, Herr von Straßberg", wandte sie sich an ihren Reisegefährten. „Pflegen Sie übernommenen Pflichten stets

so spät nachzukommen? Dann müssen Sie auf ein ganzes Heer von Widersachern gefaßt sein."

Diese mit völliger Harmlosigkeit hingeworfene Bemerkung frappirte Onno. Sie kam ihm so überraschend, daß er sich durch seinen fragenden Blick schon verrieth.

„Oder sind Sie hier gewesen und man hat es mir verschwiegen?" fuhr die Gräfin rasch fort, einen bezeichnenden Blick mit ihrem Gatten wechselnd.

Onno wußte seine Antwort so einzurichten, daß sie weder der Gräfin noch den übrigen Anwesenden auffallen konnte.

„Da müssen Sie gerade den unglücklichsten Tag in der Woche getroffen haben," fuhr mit graciösem Lächeln Cordelia fort.

„Es war ein Donnerstag," sagte ebenfalls heiter Onno von Straßberg. „Am Donnerstage hat in der Regel der Aberglaube nichts auszusetzen. Oder ist dieser unschuldige Tag des Donnergottes etwa einer alten Tradition zufolge in diesem Palais verrufen?

„Um Gottes Willen, sprechen Sie nicht in so pathetischem, hohlen Prophetentone!" fiel Cordelia ein, „sonst werde ich zuletzt doch noch ängstlich und sehe überall Gespenster. Nein, Gott Lob, gar so schlimm ist es bei uns nicht. Aber wir haben einige Gewohnheiten, deren Bruch,

wie es im Hamlet heißt, mehr ehren würde, als die Befolgung. Zu diesen Gewohnheiten gehört auch die Einrichtung, daß gerade immer am Donnerstage der älteste Diener des Hauses Eboldsheim eintretende Fremde empfängt und anmeldet."

„Ein alter Diener geleitete mich allerdings nach den Gemächern Seiner Excellenz."

„Es darf ja kein Anderer, als Brandini am Donnerstage im Palais Eboldsheim Fremde empfangen," fuhr in scherzhaftem Tone die Gräfin fort.

„Brandini?" wiederholte Straßberg. „Das ist ja ein ganz italienisch klingender Name."

„Freilich! Der alte Herr — denn so muß ich ihn nennen — stammt auch aus Italien, für das mein ehrwürdiger Schwiegerpapa noch heute eine große Vorliebe hat. Eigentlich will er Aldobrandini heißen, und ist nicht wenig stolz darauf, mit dieser berühmten italienischen Familie nach seiner Meinung verwandt zu sein."

„Nach seiner Meinung nur, gnädige Gräfin?" bemerkte Onno. „Da läßt sich an der angeblichen hohen Abstammung des sehr ehrenwerthen Dieners wohl zweifeln?"

„Wenn Sie unser Haus öfterer besuchen, lieber Straßberg," fiel hier Graf Hannibal ein, der an der

zuckenden Wimper Cordelia's gewahrte, daß sie ungern von den Verhältnissen des alten Dieners in Gegenwart des jungen Fähndrichs sprechen wollte, „werden Sie noch manche Wunderlichkeiten über diesen Cerberus des Palais Eboldsheim zu hören bekommen. Heute müssen wir davon abbrechen, schon weil ich den Vater kommen höre, der sehr ungehalten sein würde, wenn wir uns über seinen vertrauten Liebling lustig machten. Ich will nur noch bemerken, daß Sie sich ja nicht dürfen abhalten lassen, Donnerstags zu uns zu kommen, wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte, einige Abendstunden bei uns zu verplaudern. Die Gegenwart Cordelia's in diesem verwünschten Schlosse paralysirt die Kraft des Zaubers, den Brandini auf meinen Vater ausübt."

Onno würde durch diese Worte des Grafen Hannibal in die größte Spannung versetzt worden sein, wäre ihm nicht die spöttische Miene aufgefallen, die sich dabei um die Lippen des Sprechenden legte. Wenn er sich einigermaßen auf Menschenkenntniß verstand, so mußte sich irgend ein Scherz hinter den Gewohnheiten verbergen, die man bespöttelte, ohne sie doch beseitigen zu können. Die Freiheit der Bewegung, den Verkehr mit Freunden und Gleichgestimmten hemmten diese Sonderbarkeiten wenigstens nicht, und daß auch das feine Spiel des Scherzes im Palais Eboldsheim dadurch nicht aufgehoben ward,

bewies Onno der kleine Kreis heiter gestimmter Menschen, in deren Mitte er soeben verweilte.

Kaum hatte Graf Hannibal geendigt, als die Thür geöffnet ward und die alte Excellenz eintrat. Wie immer, wenn er Fremde bei seiner Schwiegertochter vermuthete, erschien Graf Ottfried in schwarzer Kleidung. Sein starkes Haupthaar schimmerte merkwürdig weiß, und als Onno später mit dem alten Diplomaten in ein längeres Gespräch kam, bemerkte er, daß es sehr sorgsam gepudert war.

Eboldsheim begrüßte die Anwesenden der Reihe nach und reichte Onno sogar die Hand. Dann nahm er neben dem Arzte Platz, mit dem er vertraulich einige Worte wechselte, die sich auf sein eigenes Befinden bezogen.

Inzwischen war von dem jungen, eleganten Bedienten der Thee gebracht worden, mit dessen Bereitung sich Cordelia äußerst graciös beschäftigte. Sie reichte jedem der Anwesenden eine Tasse und sagte, als Onno die seinige aus der Hand der schönen Frau empfing:

„Verzeihen Sie, daß Sie uns heute so ganz bürgerlich eingerichtet finden! Unter wenigen Freunden, dünkt mich, ist man ungenirter, wenn man von dem Blicke keines Domestiken beobachtet wird. Bei zahlreicherer Gesellschaft dagegen ist es angenehmer und bequem zugleich,

sich von fremden Händen bedienen zu lassen. Dann giebt es rauschende Unterhaltung, und das Dienstpersonal hat zur Beobachtung der einzelnen Persönlichkeiten keine Zeit.“

Onno war ganz entzückt von der hinreißenden Natürlichkeit der Gräfin, und wenn er an sich selbst eine ernsthafte Frage richtete, die sich auf seine Gefühle gegenüber der vornehmen Frau bezogen, so mußte er sich gestehen, daß die leichtfertig hingeworfenen Bemerkungen des Rathes Frühauf sich wohl in Fußangeln für ihn verwandeln könnten, wenn er zu häufig und in gar zu kleinen Kreisen mit dem zauberhaften Wesen zusammenkommen sollte.

Graf Ottfried hatte seinen glücklichen Tag und diese glückliche Stimmung der Excellenz kam Allen zu Gute. Er erzählte Mancherlei von seinen vielen Reisen, die er gemacht hatte, und von den Erlebnissen, deren Zeuge oder Theilnehmer er gewesen war. Alle hörten aufmerksam zu, was schon aus Etiquette selbst dann geschehen sein würde, wenn auch das Mitgetheilte von keinem besonderen Interesse gewesen wäre. Mit entschiedenem Behagen verweilte Graf Ottfried wieder bei Erwähnung italienischer Begebenheiten. Hier erst — das fühlte man dem alten Herrn an — befand er sich recht in seinem Elemente, und wenn er auch wiederholt betheuerte, nur in der Ju=

gend könne der Fremde Italien wirklich genießen und verstehen, im Alter dagegen thue man klüger, man meide das vielgepriesene Land; so glaubte doch Niemand, daß ihm diese letzte Behauptung aus dem Herzen komme.

Mitten in einer Erzählung, welche in Capua spielte, trat unerwartet der alte Brandini in's Zimmer, dessen Erscheinen den Grafen auf der Stelle verstummen machte.

Die beweglich gewordenen Züge Eboldsheims wurden wieder starr und ernst, und die fast drohend sich über die Stirne legende tiefe Falte verlieh ihm das Ansehen eines Menschen, der über etwas Finsteres unaufhörlich brütet.

Brandini näherte sich dem alten Grafen und richtete leise eine Frage an diesen.

„Weshalb?" lautete die Gegenfrage Eboldsheims. „Vorhin ward ich ja abgewiesen."

„Die Einsamkeit, Excellenz, der Mangel an Beschäftigung —"

„Schon gut," fiel Graf Ottfried dem alten Diener in's Wort, „mag es d'rum sein. Nur verlange ich, daß man sich der Sitte bequemt. Ich wünsche dem schönen Eigensinn diese Meinung kund zu thun."

Brandini entfernte sich mit einem scharfen Seitenblicke auf Onno.

Dieser suchte eine Erklärung in Cordelia's Auge zu

lesen, und Doctor am Ende blitzte hinter seinen großen Brillengläsern bald den jungen Fähndrich, bald den Regiments-Auditeur wie zwei Leute an, denen man nicht recht trauen könne.

Cordelia hielt den fragenden Blick Straßbergs aus, ohne das milde Lächeln, das auf ihrer Lippe stand, aufzugeben, nur in ihrer zarten Gesichtsfarbe ging eine unbedeutende Veränderung vor. Sie ward entschieden blässer, ohne im Uebrigen bemerken zu lassen, daß sie innerlich in angenehmer oder unangenehmer Weise erregt worden sei.

„Gehen Sie dem Kinde entgegen, lieber Doctor," wandte der ältere Eboldsheim sich an den Hausarzt. „Sie kennen ja ihre Eigenheiten und wissen sie zu behandeln. Ich möchte nicht, daß es eine Scene gäbe!"

Doctor am Ende blinzelte mit den Augen und schritt nach der Thüre.

Ehe er aber noch seine Hand ausstreckte, um diese zu öffnen, geschah dasselbe von Außen, und ein junges Mädchen, ganz in duftig weiße Stoffe gehüllt, schlank, voll und doch zart, mit einem fast zu weißen Teint, glitt schwebend in's Zimmer, verbeugte sich höchst graciös vor der kleinen Gesellschaft und schritt dann auffallend schnell zu dem Sessel des älteren Eboldsheim, erfaßte mit Hast dessen Hand und führte sie so nahe zum Munde, daß

wohl dessen warmer Hauch, nicht aber die Lippen des jungen Mädchens mit derselben in Berührung kamen.

IV.

Leontine.

„Meine Nichte Leontine," sprach der Graf, seine Worte vorzugsweise an Onno von Straßberg richtend, während der Gatte Cordelia's das junge Mädchen zum Sopha geleitete, auf welchem bis dahin die Gräfin allein gesessen hatte.

Leontine jedoch weigerte sich, den angebotenen Sitz anzunehmen, ergriff einen Stuhl und stellte ihn so dicht neben den Fähndrich, daß dieser den seinen behutsam ein wenig abschob.

Cordelia nickte dem jungen Mädchen in ihrer bezaubernden Weise zu und fragte, ob sie Thee wünsche?

Leontine verneinte sanft, aber bestimmt, und begann sogleich an einer mitgebrachten Häkelei emsig weiter zu arbeiten.

Onno hatte Zeit, die neue Erscheinung, die durch ihre Einfachheit blendete, schärfer in's Auge zu fassen. Leontine war von einer ganz eigenthümlichen Schönheit,

die mehr durch ihre keusche Verschlossenheit, als durch brillirenden Glanz fesselte. Cordelia konnte für schöner gelten, schon weil sie lebendiger war und ihr glänzendes tiefes Auge eine wißbegierige Seele verrieth. Leontine's marmorbleiches Antlitz belebte kein reizendes Lächeln; ihr Mund blieb fest geschlossen, ihr Auge, groß und dunkel, fast immer gesenkt, und doch mußten sich die Blicke Aller dieser lebensvollen Statue stets von Neuem wieder zuwenden.

Onno war fest überzeugt, daß Leontine die nämliche Dame sei, deren Gestalt er bei seinem ersten Besuche im gräflichen Palais nur wie einen Schatten im Dunkel des Corridors hatte verschwinden sehen.

Es trat eine kurze Pause ein, in welcher jeder die Wiederanknüpfung des Gespräches von dem Andern zu erwarten schien.

Diesem peinlichen, wenn auch nur kurzem Schweigen machte der Doctor ein Ende. Er bemächtigte sich des leeren Platzes auf dem Sopha und erlaubte sich, Leontine dadurch in ihrer Arbeit zu unterbrechen, daß er ihren tadellos geformten Arm ergriff, um den Puls zu fühlen.

„Sie scheinen noch immer nicht begreifen zu können, mein Fräulein, daß meine Vorschriften zur Ihrem Besten dienen," sagte er.

„Nein, Doctor, das kann und will ich nicht begrei-

sen," entgegnete das Mädchen, jetzt auf einmal ganz lebhaft werdend, „und eben deshalb bin ich ungehorsam. Weßhalb soll ich wie eine Nonne eingesperrt leben, wenn ich höre, daß die Frau Gräfin Gesellschaft sieht?"

„Sie hatten aber versprochen —"

„Ihnen, mein lieber Doctor, versprach ich noch gar nichts," unterbrach ihn Leontine in recht übermüthigem Tone.

„Aber Ihrem gnädigen Herrn Onkel!"

„Der!" sagte das Mädchen gedehnt und einen fast verächtlichen Blick auf Graf Ottfried werfend, den dieser jedoch eben so wenig als das entschieden unartig klingende Wort zu beobachten schien. Seine Züge wurden nur noch um ein Weniges strenger, als er mild erwiederte:

„Du wirst Dich doch daran gewöhnen müssen, mein Kind, Versprechungen zu halten! Es ist das eine Uebung für's Leben, die man nie zeitig und meisterhaft genug lernen kann."

Leontine beugte den kleinen, von sehr schwarzem Haar umlockten Kopf ein wenig und versetzte spöttisch:

„Ganz wie mein gewissenhafter gnädiger Herr Oheim."

Der alte Herr biß die Lippen zusammen, der Doctor hüstelte und drückte strafend die Hand der schönen Sünderin, um sie zur Besinnung zu bringen, allein Leontine

entzog ihm diese durch einen kräftigen Ruck und wies den Hausarzt mit herben Worten von sich.

„Wollen Sie mich zwingen, noch deutlicher zu sprechen?"

Dabei flammte ihr dunkles Auge in zorniger Gluth, ihr ganzer Oberkörper bebte, und es sah gar nicht so aus, als lasse das anfangs so stille Mädchen ohne Erlaubniß auch nur mit sich scherzen.

„Leontine, willst Du mir wohl einen Gefallen thun?" sprach da Cordelia in ihrem herzgewinnenden Tone.

„Mit größtem Vergnügen," erwiederte das reizende Mädchen, stand auf und schwebte wie ein Geist unhörbar zur Gräfin, der sie heftig einen langen Kuß auf die Stirn drückte. „Womit kann ich Dir dienen?"

„Du sollst Dich neben mich setzen und zuhören."

„So lange Du befiehlst."

„Ich habe Dich zuerst mit diesem Herrn hier bekannt zu machen," fuhr Cordelia fort, auf Onno von Straßberg deutend. „Ein glückliches Ungefähr führte uns im vorigen Sommer die gleiche Straße. Wir lernten uns kennen, wir verlebten Stunden, Tage und Wochen reisend, schauend und bewundernd, und nun sollen die länger werdenden Abende uns Gelegenheit darbieten, das Gesehene und Erlebte gesprächsweise in der Erinnerung

noch einmal zu durchleben. An diesen Unterhaltungen sollst Du Theil nehmen, wenn Du mir den guten Doctor nicht erzürnst und Deinem Herrn Onkel nicht immer vorwirfst, daß die Herren Diplomaten zur Ausarbeitung ihrer Depeschen sich nicht der Feder des Evangelisten Johannes bedienen."

Ein ironisches Lächeln spielte um die feinen Lippen der schönen Ungezogenheit, indem sie erwiederte:

„Ich werde gehorchen, wie immer, wo ich menschliche Behandlung finde; widerspenstig bin ich nur dann, wenn ich gegen meine Neigung zu etwas gezwungen werde, und wenn man sich abmüht, mir Unsinn und Schlechtigkeit als herrlich und groß anzupreisen."

Es konnte Onno von Straßberg nicht entgehen, daß der alte Graf in irgend einer Weise sich gegen die schöne Nichte vergangen haben mußte; denn das dunkel flammende Auge Leontine's traf wiederholt mit kaltem Strahl das ernste Antlitz des Diplomaten, der indeß nicht die geringste Notiz von dem launenhaften Mädchen und ihren jedenfalls im gegenwärtigen Augenblick ungehörigen Bemerkungen nahm.

Doctor am Ende schien beleidigt und ärgerlich zugleich zu sein. Er hatte seinen Platz verlassen und machte sich, um seinen Verdruß zu verbergen, an dem geschmackvoll geordneten Blumentisch der Gräfin zu schaffen.

Graf Hannibal endlich hatte den jungen Fähndrich bei Seite genommen und ein, wie es schien, sehr lustiges Gespräch mit ihm begonnen; denn die Stimme beider Männer klang heiter.

Leontine war gegen ihre nahe Verwandte, die nur um wenige Jahre älter sein konnte, die Liebenswürdigkeit selbst. Ueberhaupt entdeckte Onno an dem merkwürdigen Mädchen nur Vorzüge. Er würde geschworen haben, nie mit einem vollkommeneren, graciöseren und so verführerischen weiblichen Wesen in Berührung gekommen zu sein, wäre er nicht erst vor Kurzem noch selbst Zeuge einer Unart gewesen, die man kaum einem Kinde ungestraft konnte hingehen lassen.

Mehr fast als Leontine's offenbar absichtliche Ungezogenheit gegen ihren Oheim frappirte Onno dessen unbegreiflicher Gleichmuth. Hatte Graf Ottfried für die böse Zunge des schönen Mädchens gar kein Gefühl? Oder war er von ihren bestechenden Eigenschaften, von ihrem Geiste, ihrer berückenden Schönheit, ihrer duftigen Jugendfrische dergestalt geblendet, daß er die häßlichen Fehler gar nicht sah, die sie so offen und noch dazu in Gegenwart eines ihr völlig fremden Mannes zur Schau trug?

Es würde Onno von Straßberg schwer geworden sein, in der zwiespältigen Stimmung, die sich in ihm

festgesetzt hatte, ein unbefangenes Gespräch wieder anzuknüpfen und die seltsam eigensinnige Leontine mit in dasselbe zu verflechten. Deßhalb war er sehr damit einverstanden, daß der Gemahl Cordelia's mit dem Fähndrich wieder an den Sophatisch zurückkehrte und die Geschichte, an welche eben ein Wort des jungen Militärs den Grafen erinnert hatte, mit gutem Humor jetzt Allen erzählte. Onno fand zwar nichts Besonderes darin, da es sich um den lustigen Ausgang einer eben so lustigen Wette handelte. Indeß war gerade dieser Ausgang amusant genug, um von der blasirten Gesellschaft, die sich meistentheils an possenhaften Dingen ergötzt, belächelt, bewitzelt und bespöttelt zu werden.

Ueber der Erzählung Hannibal's ward das unziemliche Betragen Leontine's vergessen, und das war ohne Zweifel die beste Wirkung des Schwankes, dessen Erfinder der Regiments-Auditeur eben so wenig beneidete, wie Diejenigen, welche tagelang davon sprechen und immer von Neuem dabei vergnügt werden konnten.

Da Onno an der Unterhaltung bei dem einfachen Souper, das aslbald aufgetragen ward, nur so viel Theil nahm, als die Höflichkeit gebot, blieb ihm hinreichend Zeit zum Beobachten. Begreiflicherweise war ihm Leontine die interessanteste Persönlichkeit, die schöne Gräfin

mit ihren vollendet feinen Umgangsformen nicht ausgenommen.

Auch den alten Grafen ließ Onno nicht aus den Augen, und weil er voraussetzen mußte, daß der Hausarzt in die Verhältnisse der Eboldsheim'schen Familie tiefer als Andere eingeweiht sei, so galt auch dem Doctor am Ende mancher geheim fragende und lauschende Blick des Regiments-Auditeurs.

Gräfin Cordelia blieb sich in jeder Beziehung gleich gegen Alle. Sie ließ durchaus nicht merken, daß Leontine ein bloßer Eindringling sei, und daß die Art und Weise, wie sich das schöne, trotzige, in diesem Trotze aber interessante Mädchen selbst eingeführt hatte, weder ihr selbst zur Empfehlung dienen, noch das Regiment Cordelia's in besonders vortheilhaftem Lichte konnte erscheinen lassen.

Uebrigens war Leontine zuvorkommend gegen sämmtliche Anwesende, den ehrwürdigen Oheim ganz allein ausgenommen. Sie scherzte, gab kecke, witzige, nicht selten auffallend spitzige Antworten, und ließ in jeder Hinsicht merken, daß sie von der Natur nicht stiefmütterlich begabt worden sei. So oft aber Graf Ottfried ein Wort an seine Nichte richtete, blieb sie zwar die Antwort darauf nie schuldig, allein sie wußte sie so zu gestalten, daß sich immer ein Stachel darin verbarg. Ebenso verfuhr

das seltsame Geschöpf, wenn der Oheim irgend eine Handreichung von ihr begehrte. Der Graf forderte nie, er bat immer. Von Herzen ging ihm diese äußerliche Höflichkeit nicht; das Leben hatte ihn aber so daran gewöhnt, daß er wahrscheinlich selbst einer derben Zurechtweisung das kleidsame Etiquettenmäntelchen der formellen Bitte umgehängt haben würde.

Einen Teller, ein Glas, einen Fruchtkorb oder irgend einen anderen Gegenstand, der in dem kleinen Cirkel von Hand zu Hand ging, reichte Leontine ihrem Oheim mit einer Bewegung, daß selbst der blindeste Verehrer des schönen Mädchens etwas entschieden Tadelnswerthes darin finden mußte. Es sprach sich die größte Nichtachtung in Leontine's Betragen gegen den alten Grafen aus, und Onno von Straßberg bemühte sich vergeblich, über die Frage in's Klare zu kommen, ob dieß sonderbare Wesen den Oheim hasse oder ob sie aus irgend welchem Grunde eine Zurechtweisung von demselben zu provociren wünsche?

Wie dem auch sein mochte, ihre Absicht erreichte Leontine jedenfalls nicht.

Graf Eboldsheim blieb höflich, fein, vornehm, ohne seinen finstern Ernst abzulegen, und wenn Leontine's auffallendes Wesen irgend eine Folge überhaupt hatte, so traf diese ganz allein ihre eigene Person. Sie ver-

lor in den Augen Derer, welche einen hoch bejahrten, allgemein geachteten, um den Staat vielfach verdienten Greis dem frevelnden Spiel eines übermüthigen Kindes hingegeben sahen.

Onno athmete leichter auf, als man sich erhob und nach kurzem Verweilen sich empfahl.

Cordelia's freundliche Einladung, doch ja recht bald wieder zu kommen, vermochte er nicht abzuschlagen. Sie ward von einem fast flehentlichen Blicke begleitet, in welchem der junge Mann hundert Verheißungen las.

Gegen Leontine, die sich scheu in eine Ecke geflüchtet hatte und auf einmal wieder ihre statuenartige Kälte zur Schau trug, verbeugte sich Onno sehr kalt, obwohl er gern ein Gespräch unter vier Augen mit dem räthselhaften Wesen angeknüpft hätte.

Es fand sich für Onno keine Gelegenheit, den Hausarzt der Familie Eboldsheim zu sprechen. Von diesem hoffte er, wenn nicht Alles, doch Einiges zu erfahren, das ihm zur Erklärung des ihm Unerklärbaren dienen onnte.

Das Palais des Grafen früher wieder zu besuchen, verbot ihm schon die Rücksicht auf Cordelia, deren bittendem Blick er es angefühlt hatte, daß auch sie ein aufklärendes Wort für geboten erachte.

Eine ganze Woche verging und Onno war noch

immer weder mit dem Doctor am Ende zusammengetroffen, noch hatte er ein Mitglied der gräflichen Familie gesehen. Zum Glück konnte ihm Cordelia sein Ausbleiben nicht als Verstoß gegen die gute Sitte anrechnen, denn amtliche Geschäfte, meistentheils unerquicklicher Art, hielten ihn Tag für Tag bis in die späten Abendstunden fest im Bureau.

Ruhe und innere Zufriedenheit aber fand der junge Mann weder im Hause, noch in dem belebten und unterhaltenden Club, den er gewöhnlich nach beendigten Geschäften Abends besuchte, und in dem er wohl auch, wenn die Gesellschaft ihm gerade zusagte, bis nach Mitternacht verweilte.

Zweimal war er nahe daran, der Gräfin seines langen Ausbleibens wegen ein paar entschuldigende Worte zu schreiben, weil er aber keine schickliche Einkleidung zu Stande brachte, gab er diesen Plan auf, und entschloß sich, das Weitere ruhig dem Zufall zu überlassen.

Zu seinem großen Erstaunen stellte dieser sich wenige Tage später in der Person des Doctors am Ende bei dem Regiments-Auditeur ein, so daß Onno den gelehrten Herrn mit unverkennbarer Unsicherheit begrüßte.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören, Herr von Straß-

berg," begann der Doctor das Gespräch, indem er zuerst seine Brille abnahm, um die Gläser zu putzen, und ihm dann seine goldene Dose reichte. „Also Sie verachten den Tabak auch, und sind doch ein starker Raucher?" fuhr er fort, da Onno dankend ablehnte. „Verkehrte Welt, lieber Freund, ganz verkehrte Welt! Aber ich lasse Jedem seine Liebhabereien, seinen Willen, und — pardon — auch seine Thorheiten! Wir armen geplagten Jünger des Aeskulap müßten sammt und sonders verhungern, wenn die Menschen alle klug würden! ... Apropos, nichts aus dem alten Palais in der Sperberstraße gehört?" fügte er hinzu, einen seiner schärfsten Blicke durch die Brille auf den Regiments-Auditeur werfend.

„Meine Verbindung mit der Familie Eboldsheim ist noch zu jung, als daß ich erfahren könnte, was sich in ihrer Mitte zuträgt," versetzte Onno. „Hoffentlich befinden sich alle Mitglieder derselben wohl?"

„Alle?" sagte Doctor am Ende gedehnt und schlug den Deckel seiner goldenen Dose heftig zu. „So lange ich in dem Palais aus- und eingehe, war dort niemals Alles gesund."

Onno wollte durch eine direkte Frage dem Doctor nicht verrathen, daß er einer Erklärung dieser dunkeln Worte mit fieberhafter Unruhe entgegensehe.

Seinen Blick indeß verstand der Arzt ganz so, wie Straßberg es wünschte. Er hielt ihn einige Secunden lang aus, ehe er abermals das Wort ergriff.

„Sie haben mich neulich gedauert, mein lieber Freund," begann der Arzt in vertraulichem Tone, „und ich konnte mir wohl denken, daß es Sie nicht wieder in das Wildemannshaus — wie ich den alten Bau nenne — gezogen haben würde. Fortbleiben aber dürfen Sie nicht, das wäre Sünde, wo nicht gar noch etwas Schlimmeres, und eben deshalb habe ich mir die Freiheit genommen, Sie sans façon zu besuchen. Aerzte dürfen sich manchmal etwas mehr erlauben, als andere Leute. Meinen Sie nicht?"

„Um Vergebung, Herr Doctor," erwiederte Onno auf diese Anrede, „kommen Sie in Ihrem eigenen Auftrage oder handeln Sie im Namen Dritter?"

„Geht das Sie etwas an, Herr von Straßberg?"

„Es will mir so scheinen."

„Was scheint, ist nicht."

„Nicht immer, in vorliegendem Falle jedoch habe ich ein Interesse, zu erfahren, ob Ihre mir sehr schätzbare Theilnahme meiner Person eine so unverdiente Aufmerksamkeit zuwendet?"

„Lieber Freund," entgegnete Doctor am Ende und nahm die Brille wieder ab, um sie nochmals mit einem

weichen Lederhandschuh zu putzen, „wenn Sie es in allen Dingen so genau nehmen wollen, beneide ich Sie nicht um die frohen Tage, die Ihnen das Leben noch bieten wird, und die armen Teufel, die es mit Ihnen, als militärischem Beamten, zu thun bekommen, bedaure ich in tiefster Seele! Die haben's — beim Bacchus! (der Teufel ist bei gebildeten und vornehmen Leuten längst aus der Mode gekommen) — noch schlechter, als Graf Eboldsheim bei seinem Reichthum und seinen Ehren! . . . Hm! Hm! . . ." unterbrach sich der Doctor selbst und hielt sich den Mund zu, als habe er sich beim Sprechen auf einen schadhaften Zahn gebissen und müsse plötzlich die heftigsten Schmerzen leiden.

„Das klingt ja ganz so, als wollten Sie den ehrwürdigen alten Herrn zu einem unglücklichen Menschen machen," bemerkte Onno von Straßberg, höchst begierig auf die weiteren Eröffnungen des Arztes.

„Unglücklich will ich den Grafen nicht gerade nennen — denn die Begriffe Glück und Unglück sind sehr dehnbarer Natur, — krank aber und zwar sehr krank ist der alte Herr!"

Einige Secunden lang sah Straßberg den Arzt ungläubig an, dann brach er in lautes Lachen aus.

„Aber bester Doctor," sprach er, „geben Sie sich doch nicht die vergebliche Mühe, mir etwas aufbinden zu wol-

len! Sechs volle Wochen bin ich mit dem Grafen gereist, bin ihm fast nicht von der Seite gekommen, und nie habe ich die geringste Spur irgend eines Unwohlseins an ihm bemerkt. Auch jetzt ist er mir seinem ganzen Sein und Wesen nach in derselben Weise entgegen getreten. Er ist weder gesprächiger noch heiterer geworden, aber auch nicht stiller und nicht ernster."

Doctor am Ende ließ den Regiments-Auditeur aussprechen und entnahm seiner Dose eine tröstende Prise.

„Wissen Sie denn, weßhalb Graf Ottfried von Eboldsheim seine Stellung quittirt hat?" fragte er jetzt mit stechendem Blicke.

„Weil er die letzten Tage seines bewegten Lebens, wie ihm das wohl zu gönnen ist, in Ruhe verleben will."

Der Doctor verneinte kopfschüttelnd.

„So heißt es," versetzte er, „aber es ist nicht wahr; es ist eine Ausflucht, zu der man sich im Interesse der Familie berechtigt hält. Der Graf ist — unklug!"

Onno von Straßberg fuhr zusammen, als sei er galvanisirt worden.

„Doctor!" lispelte er ganz leise und sah sich dabei um, ob auch nirgends ein Lauscher sich verberge. „Es ist das eine Behauptung —"

„Die ich vertreten kann, die ich aber nicht auf der Straße laut werden lasse. Selbst meine intimsten Col-

legen wissen nichts davon. Denen jedoch, welche das zweideutige Glück genießen, Zutritt im Hause der Grafen Eboldsheim zu haben, bin ich es schuldig, die Wahrheit zu sagen, sonst müssen sie selbst mit unklug werden."

Die bestimmte Sprache des Doctors überzeugte zwar Straßberg noch nicht, aber sie machte ihn betroffen.

„Nun gut," sprach er nach kurzem Sinnen, „ich muß Ihnen Glauben schenken, obwohl es auch schon vorgekommen ist, daß Aerzte sich geirrt haben. Jedenfalls ist die Geisteskrankheit des Grafen nicht gefährlicher Natur; man würde ihn sonst nicht ohne jegliche Aufsicht lassen. Wahrscheinlich besteht dieselbe in irgend einer fixen Idee, und ich vermuthe fast —"

„Gegen mich, Herr von Straßberg, dürfen Sie sich offen aussprechen," fiel Doctor am Ende ein, da Onno zögernd innehielt.

„Das junge Mädchen, das neulich unaufgefordert im Salon der Gräfin erschien," fuhr der Regiments-Auditeur mit einem scharf examinirenden Blicke auf den Arzt fort, „sollte es vielleicht die Ursache der Krankheit sein, welche nach Ihrer Behauptung den Geist des Grafen verdüstert? Es kann Ihnen unmöglich verborgen geblieben sein, Doctor, daß mich die auffallend imponirende Erscheinung Leontine's nicht weniger frappirte, als ihr Trotz, ihre

herausfordernde Unhöflichkeit gegen den armen Grafen, der mich wahrhaft dauerte. Gestehe ich es offen, daß zumeist dieser reizende Kobold mich bis jetzt von einem Wiederbesuch des gräflichen Hauses abgehalten hat. Ich beklage das aufrichtig; denn ich fühle mich sowohl beiden Grafen, Vater und Sohn, wie vorzugsweise Gräfin Cordelia verpflichtet. Auch werde ich viel entbehren, falls ich längere Zeit abgehalten werden sollte, in dem Palais Eboldsheim mich wieder sehen zu lassen. Allein so lange mir das Verhältniß nicht aufgeklärt worden ist, welches zwischen Graf Ottfried und seiner Nichte obwaltet, muß ich mich in bescheidener Zurückgezogenheit halten ... Was ist's mit diesem Mädchen, Doctor? ... Sind Sie unterrichtet und dürfen Sie Fremden mittheilen, was Sie wissen?"

Doctor am Ende nahm seine Zuflucht erst zur Dose ehe er antwortete.

„Fräulein Leontine ist ein incommensurables Geschöpf," sprach er, „bald ausgelassen heiter, witzig, von den originellsten Einfällen übersprudelnd, bald wieder still, ernst, ja traurig. Den Grafen ... nun, den kann das schöne Kind nicht ausstehen, weil sie einen Widerwillen gegen ihn hat."

„Sie sprechen Ihre innersten Gedanken nicht aus, Doctor!"

„Wer vermag das! Nicht Sie, nicht ich, überhaupt Niemand!"

„Aber Sie verschweigen mir etwas geflissentlich! ... Wenn Fräulein Leontine Kunde hat von der Geisteskrankheit ihres Oheims, so muß sich diese doch in gewissen leicht erkennbaren Symptomen offenbaren oder offenbart haben?"

„Allerdings, lieber Freund, so leicht sichtbar aber, wie Sie meinen, sind diese Symptome nicht! Sind Sie doch selbst beinahe zwei Monate lang mit dem Grafen gereist und haben doch keine Ahnung von dem traurigen Zustande seines Geistes gehabt!"

„Und deßhalb muß ich mir förmlich Gewalt anthun, Ihnen zu glauben! Zweifeln übrigens werde ich so lange, bis ich weiß, worin die Krankheit des Grafen besteht."

„Man wird Ihnen darauf bezügliche Winke im Hotel Eboldsheim geben," antwortete ausweichend der Arzt. „Und darin besteht eigentlich der Auftrag der Gräfin, der mich zu Ihnen führt und der schon ein paar Tage lang wie ein Alp auf mir lastet."

„Die Gräfin also schickt Sie? Die Gräfin Cordelia?"

„Man wünscht Ihre Gegenwart im Palais Eboldsheim."

„Und dort soll ich von Gräfin Cordelia Aufschlüsse erhalten?"

„Die Gräfin selbst hat mir die Versicherung gegeben, daß sie über den Zustand ihres Schwiegervaters mit Ihnen sprechen will."

„Haben Sie keinen bestimmteren Auftrag, Doctor? Ist keine Zeit angegeben worden, zu der ich erwartet werde?"

„Morgen ist Donnerstag," erwiederte der Arzt. „Welche Bewandtniß es mit diesem Tage im Hotel Eboldsheim hat, wissen Sie ja bereits. Die Gräfin hat dafür gesorgt, daß Niemand außer Ihnen angenommen wird. Können Sie es so einrichten, daß Sie genau um neun Uhr Abends die beiden steinernen Hüter des Portals passiren, so wird der alte Brandini nicht anwesend sein. In allem Uebrigen haben Sie nur Folge zu leisten."

„Ich werde pünktlich sein," versetzte rasch entschlossen Onno von Straßberg. „Darf ich hoffen, Sie ebenfalls zu sehen?"

„Wenn meine Geschäfte es erlauben, bin ich vielleicht auf dem Hinwege Ihr Begleiter."

Doctor am Ende empfahl sich, um jeder weiteren Frage des jungen Mannes zu entgehen und ließ Onno von Straßberg in einer schwer zu schildernden Aufregung zurück.

V.

Eine überraschende Mittheilung.

Der Regiments-Auditeur verlebte den nächsten Tag wie ein Träumender. Viel beschäftigt, wie er stets war, mußte er zwar seine Gedanken mit Gewalt von dem Einen Punkte abziehen, der ihn augenblicklich mehr als alles Andere interessirte, einer sich mehrmals einstellenden Zerstreutheit konnte er aber doch nicht völlig Herr werden.

Pünktlich um neun Uhr schritt er zwischen den beiden wilden Männern hindurch, deren verwitterte bärtige Gesichter finster und unheimlich auf ihn herabblickten. Der Himmel war mit dunkelm Gewölk bedeckt und die schon entlaubten Kronen der hohen Ulmen im Park schwankten ächzend hin und her im Westwinde, der um die hohen Schornsteine des Palastes heulte.

Onno von Straßberg gewahrte nirgends Licht, weder im Parterre noch in der Bel-Etage.

Die doppelthürige Pforte war nur angelehnt und ließ sich in der wohlgeölten Angel leicht und geräuschlos drehen. Wirklich zeigte sich Brandini nicht, weder auf der Treppe noch auf dem Corridor, welcher, oberhalb der Treppe sich theilend, nach beiden Flügeln des Schlosses

führte. Wie gewöhnlich brannten überall Lampen, mit schirmenden Hüllen überdeckt.

Die Thüren auch der Corridore fand Onno angelehnt, und als er mit unsicherer Hand die nach dem linken Flügel führende leicht anstieß, trat ihm hier der junge, elegante Diener entgegen, welcher ihn nach dem Salon der Gräfin geleitet hatte.

Der sehr bescheidene Mensch war ohne Zweifel unterrichtet, denn er gab Onno durch einen Wink zu verstehen, daß ihm auch heute der Auftrag geworden sei, den Herrn zu empfangen.

Es fiel Straßberg nicht auf, daß sein Geleitsmann an der Salonthür vorüberglitt.

Die Gräfin erwartete ja keine Gesellschaft, sondern wollte nur ihn allein sprechen, um sich wegen der vorgefallenen Störung bei seinem ersten Besuche zu rechtfertigen und ihn über dessen Veranlassung aufzuklären.

Bald rastete der Diener vor einer der nächsten Thüren.

„Man wünscht; daß Herr von Straßberg anklopfen möge," raunte er diesem leise zu und entschlüpfte mit großer Behendigkeit.

Onno befolgte die erhaltene Weisung; die einladende Antwort blieb nicht aus und in der nächsten Secunde stand er — vor Leontine.

Die Ueberraschung, statt der Gräfin die launenhafte, eigensinnige und trotzige Nichte des Grafen vor sich zu sehen, beraubte Onno der Sprache; denn was mußte das junge Mädchen von ihm denken, wenn hier durch die Sorglosigkeit eines leichtfertigen Bedienten eine Zimmerverwechslung stattfand?

Leontine war aber weder erstaunt noch erschrocken. Sie lud durch eine höflich vornehme Handbewegung den Sprachlosen ein, näher zu treten, indem sie unbefangen sagte:

„Sie sind ganz recht, Herr von Straßberg. Dieses Zimmer ist das Boudoir der Gräfin von Eboldsheim, mit deren Bewilligung ich mich hier befinde. Was die Gräfin Ihnen mitzutheilen hat, können Sie noch besser aus meinem Munde hören; denn ich bin es ja, die sich vor Ihnen rechtfertigen soll und muß, wenn Sie mich nicht geringschätzen sollen."

Leontine hatte, während sie sprach, sich nachläßig an das Sopha gelehnt, kreuzte die Arme über die Brust und schien Onno mit großen, glänzenden Augen bis in's Herz sehen zu wollen. Sie ging wieder in Weiß und trug ihr tief schwarzes und reiches Haar in Locken geordnet, die ihr bleiches Gesicht wie ein beweglicher Rahmen umfaßten.

„Meine Freundin befindet sich so nahe, Herr von

Straßberg," fuhr das Mädchen fort, indem sich der höhnische Zug, welchen Onno bei seinem erstmaligen Zusammentreffen mit der Schönen bemerkt hatte, wieder um ihren Mund einnistete, „daß sie jedes unserer Worte verstehen kann. Sobald Sie es wünschen, werde ich sie rufen, ich wünsche und hoffe aber, daß Sie zuerst mich anhören."

Eine stumme Bewegung des sehr ernst gewordenen Regiments-Auditeurs gab dessen Einwilligung zu erkennen.

Darauf ließ sich Leontine in das Sopha niedergleiten.

„Haben Sie den Doctor gesprochen?" begann Leontine mit unsicherer Stimme das Gespräch.

Onno bejahete.

„Halten Sie mich nicht für neugierig, wenn ich die dringende Bitte an Sie richte, mir zu sagen, was er . . . wie der Doctor . . . von dem Grafen urtheilte und . . . wessen er mich anklagte? . . . Sie begehen wahrhaftig keine Indiscretion damit!"

Die Lage Onno's ward immer sonderbarer. Zugleich aber stieg auch wieder der noch nicht ganz zur Ruhe gebrachte Argwohn gegen den Arzt in ihm auf, den er trotz seiner Versicherungen und seines zutraulich trockenen Tones doch für einen Intriguanten eigener Art

zu halten geneigt war. Um so mehr Freude machte es Onno, daß er mit gutem Gewissen und mit aus dem Herzen kommenden Tone dem schönen Mädchen die Versicherung geben konnte, Doctor am Ende habe mit ihm nur über den Grafen Ottfried von Eboldsheim gesprochen.|

Leontine brach in schluchzendes Weinen aus, indem sie wiederholt äußerte:

„Das werde ich ihm nie vergessen, nie, nie!"

Onno dauerte das junge Mädchen, dessen gegenwärtiges Benehmen er sich eben so wenig enträthseln konnte, als ihr früheres Gebahren in der kleinen Abendgesellschaft. Es schien ihm nöthig, jetzt endlich doch einige Worte der Theilnahme an die offenbar geistig sehr Aufgeregte zu richten.

„Doctor am Ende ist jedenfalls Ihr Freund, gnädiges Fräulein," sagte Straßberg, während Leontine noch immer schluchzte. „Sollte in diesem Hause irgend Jemand Ihre Freiheit beschränken wollen, so würde ein Wort dieses erfahrenen Mannes gewiß dieß zu ändern im Stande sein."

Leontine sah ihn mit ihren wunderbar tiefen Augen so groß, ja hehr an, daß er von diesem fesselnden Blicke verwirrt ward.

„Der Doctor hat den Grafen gescholten, nicht wahr?"

sagte sie ängstlich und sah dabei nach der in ein Nebengemach führenden Thür. „Er nannte ihn einen Tyrannen —“

„Nicht doch,“ fiel Onno ein, der nunmehr Herr über sich geworden war, „des Doctors Mitgefühl bewies mir nur, daß er den Grafen von einem schweren Leiden zu befreien wünscht, dessen Heilung nur zu oft aller ärztlichen Kunst spottet!“

Ehe Leontine auf diese Bemerkung antworten konnte, ward die Seitenthür geöffnet und Gräfin Cordelia trat herein.

War es nun die matte Beleuchtung des Zimmers oder die Kleidung der Gräfin, die heute ebenfalls in Weiß ging, nur mit dem Unterschiede, daß Leontine leichte, wallende Stoffe, Cordelia dagegen eine schwere Seidenrobe umhüllte; genug, Onno von Straßberg wollte zwischen beiden Damen zu seinem eigenen Erstaunen eine frappante Aehnlichkeit entdecken. Beide waren fast von gleicher Größe, von tadellosem Wuchs und eleganter Tournüre, nur durch Haar und Teint unterschieden sie sich so auffallend, daß man wohl auf den Gedanken kommen konnte, sie müßten verschiedenen Nationalitäten angehören.

Cordelia trat dem Regiments-Auditeur mit der ihr angeborenen feinen Anmuth entgegen, welche alle für die

vornehme Frau einnehmen mußte, doch schien sie Onno nicht so heiter und unbefangen zu sein, wie er sie während der ganzen Reise immer gesehen hatte.

„Deinen Wunsch habe ich erfüllt," sprach die Gräfin zu Leontine, „weiter kann und darf ich die Nachsicht nicht treiben .... Seien Sie bedankt, Herr von Straßberg, für Ihr bereitwilliges Entgegenkommen, und lassen Sie uns jetzt zu Drei eine Angelegenheit besprechen und uns gegenseitig darüber verständigen, die ich einem Freunde gegenüber lieber niemals berührt hätte.

Leontine's Antlitz erhielt ungewöhnlich ernste Züge, in denen sich Starrsinn und Härte des Gemüths kund gaben. An Cordelia dagegen bemerkte Onno keine äußerlich erkennbare Veränderung.

Der Regiments-Auditeur folgte der Aufforderung der jugendlichen Gräfin, Platz zu nehmen.

Cordelia selbst nahm die eine Ecke des Sopha's ein, in deren anderer Leontine mit halb abgewandtem Gesichte mehr lag als saß.

„Ich muß mich Ihnen gegenüber einer Unterlassungssünde anklagen," begann Cordelia, den erwartungsvoll aufhorchenden Straßberg mit dem ihr ganz allein eigenen weichen und bittenden Blicke gleichsam umfangend und bindend. „Die schöne Zeit unseres kurzen Zusammenseins hätte mir Gelegenheit geben sollen, Sie mit einem Familien-

kummer, der an uns Allen nagt, uns Alle schwer betrübt, bekannt zu machen, weil man aber gern Befreundeten gegenüber, um den reinen Genuß glücklicher Augenblicke sich nicht zu stören, mit dem Trüben und Schweren zurückhält, das uns zu tragen auferlegt wird, so verschob ich diese Mittheilung von einem Tage zum andern, bis ich im Augenblick der Trennung theils wirklich nicht mehr dazu kam, theils auch — und das ist wohl eigentlich die reine und volle Wahrheit — nicht das Herz dazu hatte. Der Vater meines Gatten leidet nämlich an einer unheilbaren Krankheit —"

„Unmöglich, gnädige Frau Gräfin!" fiel Dunno ein, der noch immer gehofft hatte, Cordelia werde den Doctor Lügen strafen und ihren Schwiegervater in Schutz nehmen.

Mit schmerzlichen Lächeln fuhr Cordelia fort, indem sie den Regiments-Auditeur zu schweigen bat:

„Es geht Ihnen, wie Allen, mit denen der Graf in Berührung kommt. Weil Niemand das Uebel sieht und selbst nach längerem Verkehr nicht bemerkt, glaubt auch Niemand daran. Nur wir, die wir stets den beklagenswerthen Mann um uns haben, nur wir kennen sein Leiden, von dem er freilich am allerwenigsten etwas wissen will. Der Arzt war der Ansicht, eine Reise in das Land, wo Graf Eboldsheim die glücklichsten Jahre

seines Lebens zugebracht hat und wohin die Sehnsucht ihn immer von Neuem zieht, werde die Nebel zerstreuen, die seinen Geist umdüstern; diese Hoffnung aber hat uns Alle getäuscht. Der erste Schritt in dieses Haus schon sagte uns, daß die Einbildung, die ihn bereits Jahre lang verfolgt, ihn noch immer beherrschte. Leontine —"

Cordelia unterbrach sich selbst, da sie gewahrte, daß das junge Mädchen vor Aufregung zitterte.

Onno hörte vor banger Erwartung sein eigenes Herz laut klopfen.

„Eine unselige Einbildung, die wahrscheinlich auf einer Verwechslung der Person beruht, deren vor dem Geistesspiegel meines braven Schwiegervaters wohl viele durch einander gaukeln mögen," erzählte Cordelia weiter, indem sie ihre weiche kühle Hand beruhigend auf die Stirn des jungen Mädchens legte, „läßt den Grafen glauben und mit eiserner Consequenz behaupten, Leontine sei ... seine Tochter ..."

Die Gräfin hielt inne. Onno sah sie mit fragenden Augen an. Leontine lehnte mit verhülltem Antlitz in der Sophaecke.

„Sie werden vielleicht sagen," fuhr Cordelia mit anmuthigem Lächeln fort, „eine solche Einbildung lasse sich wohl ertragen. Sie schade weder dem, der sie habe, noch könne sie diejenige Person unglücklich machen, der sie gelte.

Allein die Sachen liegen bei uns anders. Graf Ebolds-heim will Leontine als seine Tochter in die Gesellschaft eingeführt wissen, und weil das gute Kind sich selbst am meisten darüber sträubt, so hat sich zwischen ihr und dem Oheim ein so unerträgliches Verhältniß entsponnen, daß nur erkünstelte Unbefangenheit und große Klugheit es noch möglich machen, den Grafen seine persönliche Freiheit genießen zu lassen."

„Dafür bin ich eine Gefangene, eine Sclavin seiner väterlichen Zärtlichkeit, die mir nicht zukommt und die mir fürchterlich wird!" rief Leontine, ihr Gesicht wieder enthüllend und Onno von Straßberg mit den dunkeln Glutaugen fast dämonisch anblickend.

„Diese Darlegung wird Ihnen genügend die Störung erklären, welche das Erscheinen meiner Cousine in einem Augenblicke hervorbringen mußte, wo Niemand weniger darauf gefaßt war, als gerade der Graf," nahm Cordelia abermals das Wort. „Sie werden jetzt auch die Bestürzung verstehen, in die wir Alle versetzt wurden und die sich nur durch gezwungene Heiterkeit meinerseits bis zu einem gewissen Grade wieder beseitigen ließ. Und nun — nicht wahr, lieber Herr von Straßberg — nun stellen Sie sich unaufgefordert und ohne daß man Sie speciell einladet — wieder bei meinen kleinen Cirkeln ein? Ich gebe Ihnen hiermit das feierliche Versprechen,

daß eine Störung wie die letzte, deren unvorbereiteter Zeuge Sie waren, sich nicht wiederholen soll."

Onno von Straßberg konnte die dargebotene Hand der Gräfin Cordelia unmöglich zurückweisen, eine mündliche Zusage gab er aber nicht.

Leontine schienen die letzten Bemerkungen Cordelia's gleichgiltig gelassen zu haben. Ihr Aussehen kam Onno eher schmollend als traurig vor, worin ihn auch das unruhige Zupfen und Drehen der Schönen an ihrem Taschentuche bestärkte.

Da Cordelia bemerkte, daß ihre Mittheilungen niederdrückend auf Onno's Stimmung wirkten, benutzte sie die erste schickliche Gelegenheit, das Gespräch abzubrechen.

Der Regiments-Auditeur war damit ganz einverstanden; denn wenn er auch den Wunsch hegte, noch Mancherlei über den seltsamen Fall mit der Gräfin zu sprechen, so fühlte er doch, daß augenblicklich noch nicht der Zeitpunkt gekommen sei, um dieß mit der vollkommensten Unbefangenheit und ganz klaren Geistes thun zu können.

VI.

Ein Gespräch mit dem Arzte.

Es vergingen einige Tage, ehe Straßberg das Vernommene ganz in sich verarbeiten konnte. Der alte Graf, mehr noch die räthselhafte Leontine wurden ihm aber immer interessanter. Manches in den Eröffnungen Cordelia's erregte ihm erst später, als er ungestört darüber nachdenken konnte, Bedenken. Er hatte Leontine weder an dem Abende, wo sie sich in den Salon der Gräfin drängte, noch bei der neulichen Unterredung eigentlich unglücklich gesehen. Was das ungewöhnlich schöne Mädchen peinigte und im Innersten erbitterte, schien ihm eine tiefe, mit Gewalt zurückgedrängte Leidenschaft zu sein. Ferner glaubte Onno in dem fließenden Vortrage der Gräfin etwas sehr Berechnetes, im Voraus reiflich Ueberlegtes entdeckt zu haben, und dieß berührte ihn unangenehm. Er war gegen die junge Frau ganz offen gewesen und hatte sich ihr in jeder Hinsicht als uneigennütziger Freund gezeigt. Verdiente er dafür von ihr durch bittende Blicke und zuckersüße Worte getäuscht zu werden?

Der Gedanke, Alles könne Lüge und zu einem ihm verborgen gebliebenen Zwecke absichtlich erfunden sein, beunruhigte Onno fortwährend, und hätte er die Grafen Eboldsheim genauer gekannt, so würde er vielleicht An-

deutungen der bedenklichsten Art in ihrem Beisein haben fallen lassen, um sie selbst zu Gegenäußerungen herauszufordern.

Doctor am Ende schien Straßberg absichtlich auszuweichen. Früher hatte er den viel beschäftigten Arzt, der seine meiste Praxis in aristokratischen Familien hatte, oft im Club getroffen, der von der Mehrzahl aller intelligenten Leute der Residenz besucht ward. Seit dem neulichen Gespräche mit ihm fehlte er in diesem Cirkel oder er mußte zu einer Zeit daselbst eintreten, wo der Regiments-Auditeur nie zu kommen pflegte. In dieser Vermuthung bestärkte Onno die Aeußerung Mehrerer, die sich über einen Ausspruch des gelehrten Arztes unterhielten, ohne über die Worte einig werden zu können, welche Doctor am Ende nach Beider Meinung gebraucht haben sollte.

„Wozu nützt es, daß wir uns ereifern," sagte der Eine abbrechend. „Heute Abend, wenn er aus dem Irrenhause zurückkehrt, sehen wir ihn doch. Dann endigt eine einfache Frage den ganzen Streit."

Straßberg entging keine Sylbe. Doctor am Ende war nicht Irrenarzt, und doch hatte er im Irrenhause zu thun! Es wußten dieß Fremde oder doch Personen, welche dem Arzte nicht gerade nahe standen, mithin mußte

dieser schon mehrmals — wie es schien allabendlich — im Irrenhause gewesen sein.

„Der Doctor soll mir Rede stehen," sagte Onno zu sich selbst, „und die ganze Wahrheit will ich ihm auspressen und sollte ich zu Drohungen meine Zuflucht nehmen müssen!"

Der Zufall war dem Regiments-Auditeur günstig. Es gab einmal wenig zu thun auf dem Bureau, und da Onno Alles daran lag, den Arzt auch wirklich zu treffen, ging er nicht erst in seine Wohnung, sondern sogleich in das Clublocal. Dieß war noch stark frequentirt, mithin auch sehr geräuschvoll. Onno wollte aber ungestört sein und flüchtete sich deßhalb in ein kleines Cabinet, das allgemein den Beinamen „die Kammer" führte, weil in den besuchtesten Lesestunden einige der lautesten Politiker hier über die neuesten Weltbegebenheiten lange Debatten zu halten pflegten. Jetzt war das Cabinet leer und eignete sich vortrefflich für einen Menschen, der unbemerkt in der Stille Andere beobachten wollte.

Es mochte ziemlich eine Stunde vergangen sein, als Onno die ihm bekannte Stimme Brand's, des jungen talentvollen Fähndrichs hörte, den er schon längst kannte und mit dem er im Hotel Eboldsheim unerwartet zusammengetroffen war.

Einige noch im Club anwesende Offiziere redeten

Brand an, erhielten aber nur kurze Antworten, die der Fähndrich mit seiner Eile zu entschuldigen sich angelegen sein ließ.

„Kann der junge Mann zu dieser Stunde noch Eile haben?“ dachte Onno, verließ seinen bequemen Winkel in der „Kammer“ und trat in das hell erleuchtete große Lesezimmer, wo noch immer einige und zwanzig Personen an verschiedenen Tischen in Zeitungen mehr blätterten als lasen.

August Brand sah ungewöhnlich blaß und angegriffen aus. Er griff unruhig bald nach der einen, bald nach der andern Zeitung, schlug ein Blatt darin um, las aber offenbar nicht, und legte sie dann wieder aus der Hand.

„Was kann dem Menschen zugestoßen sein?“ dachte Onno, trat selbst geräuschvoll an den Zeitungstisch und machte den Fähndrich dadurch aufsehen.

„Hier also trifft man Sie, Herr von Straßberg!“ rief er aus, die eben erfaßte Zeitung wieder fortlegend und den Arm des Regiments-Auditeus erfassend. Sein bleiches Gesicht erhielt wieder etwas Farbe, seine Blicke nur irrten ruhelos von einem Gegenstande zum andern, und seine Hand war feucht und zitterte.

„Suchten Sie mich?“ fragte Onno den Jüngling mit großer Theilnahme.

„In Ihrer Wohnung. Ich wußte nicht, daß Sie um diese Stunde den Club zu frequentiren pflegten.“

„Man trifft mich auch nur dann um diese Zeit hier, wenn wichtige Geschäfte mich dazu nöthigen.“

„Sie belieben zu scherzen, Herr von Straßberg.“

„Zufällig nicht. Ich habe hier wirklich ein Geschäft abzumachen.“

„Dann können Sie mir wohl kein Gehör schenken? Mich trieb es ebenfalls in einer überaus wichtigen Angelegenheit zu Ihnen.“

Onno blickte den Fähndrich forschend an. Das Auge des Jünglings war trüb und düster. Um den gesenkten Mund legte sich der Zug eines tiefen, verhaltenen Schmerzes.

„Gewiß bin ich für Sie, wie für Jeden, der eine freundschaftliche Frage an mich zu richten wünscht, an diesem Orte zu sprechen,“ versetzte er. „Kommen Sie mit in jenes Cabinet! Wir sind dort ganz allein.“

„Unter vier Augen!“ sprach der Fähndrich. „So wünsche ich es; eins mehr wäre schon Ueberfluß.“

In diesem Augenblicke trat Doctor am Ende in's Lesezimmer. Er gewahrte sogleich den Regiments-Audi-

teur und blieb hart an der Thür stehen, offenbar unentschlossen, ob er bleiben oder wieder umkehren sollte.

Straßberg wartete den Entschluß des Arztes nicht ab. Mit den Worten: „Gehen Sie! Ich bin in einigen Minuten wieder bei Ihnen!“ eilte er dem Doctor entgegen, welcher, als er sah, daß ein Ausweichen nicht denkbar war, mit lächelndem Munde den Regiments-Auditeur begrüßte.

Brand blickte Onno finster nach, biß die Zähne fest auf einander, als er des bekannten Arztes ansichtig ward, und trat dann in das menschenleere Cabinet.

„Endlich wird man Ihrer habhaft!“ rief Onno von Straßberg dem Doctor am Ende entgegen, einen heiteren Ton anschlagend. „Wie kommt es, daß Sie sich nirgends mehr sehen lassen? Grassiren denn in diesem Herbste mehr Krankheiten, als gewöhnlich um diese Jahreszeit? Oder darf ich Ihnen gratuliren?“

„Mir? Wozu?“ fragte der Arzt.

„Bitte, Doctor, verstellen Sie sich nicht! Man kennt Ihre Finten! ... Auch sehe ich keinen Grund, weßhalb Sie mir verbergen wollen, was doch schon die halbe Stadt weiß.“

„Von mir?“ sagte der Doctor mit ungekünsteltem Erstaunen. „Habe ich vielleicht, ohne es zu wissen, den Haupttreffer in der Lotterie bekommen? Oder ist

irgend ein großmüthiger Nabob auf den sinnigen Einfall gerathen, mich für meine erworbenen und noch zu erwerbenden Verdienste zum Erben seiner Millionen zu ernennen?"

„Scherz bei Seite, Doctor, ich glaube wahrhaftig, Sie treiben unerlaubte Geheimnißkrämerei," fuhr Onno etwas ernster fort. „Man stattet nicht allabendlich Besuche im Irrenhause ab, wenn man daselbst nichts zu thun hat."

„Wer sagt das?" fuhr Doctor am Ende ärgerlich heraus, indem er seinen Stock in die Ecke stellte und nach seiner Dose suchte.

„Die Gesellschaft ... die vornehme Welt ... Civilisten und Militärpersonen in bunter Mischung."

„Es ist ... man thut Unrecht, so in's Blaue hinein über die Wege eines viel beschäftigten Arztes zu urtheilen," entgegnete der Doctor stotternd. „Warum soll ich nicht im Irrenhause ein- und ausgehen? ... Kann ich nicht zur Beobachtung eines Kranken von dem Direktor der Anstalt gerufen worden sein?"

„Oder für das Unterkommen eines neuen Kranken daselbst Vorkehrungen treffen? Nicht wahr, Doctor, das wäre ebenfalls möglich?"

Das Gesicht des Arztes verzog sich zu einem ge-

heimnißvollen Lächeln, während er den ersten Blick des Regiments-Auditeurs ruhig aushielt.

„Ohne Zweifel haben Sie bereits Kenntniß davon, daß ich eine längere Unterredung mit der Gräfin Eboldsheim und deren Cousine hatte," fuhr Onno von Straßberg etwas zögernd fort. „Was ich von Beiden erfuhr, hat mich überrascht, aber nicht befriedigt."

„Weßhalb nicht?" fragte trocken der Doctor.

„Die Erzählung der Frau Gräfin hat allerhand Bedenken in mir erweckt."

„Die ich vielleicht beseitigen soll?"

„Wenn auch das nicht, so wären Sie doch jedenfalls der einzige Mann, welcher gewisse Lücken, die ich in der Erzählung zu entdecken glaube, ausfüllen könnte. Die äußere Lebensgeschichte des Grafen von Eboldsheim ist Ihnen gewiß bekannt."

„Ja, soweit man einem gewiegten Diplomaten glauben darf, kenne ich des Grafen Lebenslauf allerdings. Wozu aber soll diese Frage?"

„Es ist eine Vermuthung in mir aufgestiegen, die ich Ihnen mittheilen zu müssen glaube. Fräulein Leontine, des Grafen Nichte, stammt ohne Zweifel von einer nicht deutschen Mutter ab."

„Im Gegentheil," fiel Doctor am Ende ein, „ihr Vater war der Marchese Aldobrandini, welcher die un-

gewöhnlich schöne Schwester des Grafen, deren Bekanntschaft er auf einem Balle des damals als Gesandten am toscanischen Hofe in Florenz residirenden Eboldsheim machte, als . . . Gattin heimführte.“

„Das Fräulein ist wahrscheinlich auch in der toscanischen Hauptstadt geboren?“

„Irgendwo in Italien erblickte sie das Licht der Welt,“ fuhr anscheinend ohne besonderes Interesse der Arzt fort, „den Ort ihrer Geburt kenne ich wirklich selbst nicht, weil ich mich niemals darnach erkundigt habe. Die Ehe war leider keine glückliche. Das junge Paar zog einige Jahre lang — man sagt abenteuernd — in der Welt herum und — trennte sich schließlich. Der Marchese verscholl, nach einer andern Lesart fiel er in einem Duell. Die von ihm getäuschte Frau suchte Schutz bei ihrem Bruder, der bereits seit Jahr und Tag Gesandter in Neapel war. Graf Ottfried gewährte diesen der verlassenen Schwester um so lieber, als er seine Gattin kurz vorher durch den Tod verloren hatte. Drei oder vier Jahre später endlich kam auch Leontine zu ihrem Oheim, der sie bald zärtlich liebte, und, da er selbst keine Tochter besaß, dem aufgeweckten Kinde seinen eigenen Namen zu geben wünschte. Aus Familienrücksichten war eine Adoption Leontine's nicht zu empfehlen. Dem Grafen leuchtete das ein und die Sache unterblieb. Seit der Zeit

aber bemerkte man eine stille Schwermuth an dem bis dahin gesellschaftlich lebhaften und gewandten Manne, die sich mit jedem Monate verschlimmerte und endlich sich in der Einbildung verfestigte, welche Sie aus den Mittheilungen der Frau Gräfin kennen werden."

Doctor am Ende schwieg und warf dabei durch die großen Gläser seiner Brille einen jener blitzend scharfen Blicke, durch welche sein Auge sich von dem hundert anderer Menschen scharf unterschied.

„Allerdings," erwiederte Onno von Straßberg, „doch will ich nicht verschweigen, daß mir in den gemachten Mittheilungen Manches etwas räthselhaft oder, wenn Sie lieber wollen, unmotivirt vorkommt."

„Fixe Ideen, die gewöhnlich in stillen Wahnsinn übergehen, sind selten motivirt," entgegnete der Doctor.

„Ich möchte das bestreiten und, wenn ich Zeit hätte, mit Ihnen, lieber Doctor, darüber disputiren. Augenblicklich bin ich abgehalten, mich tiefer mit dieser interessanten Frage zu beschäftigen. Wie ich bemerke, sind Sie ebenfalls pressirt. Deßhalb will ich Sie nicht länger aufhalten, sondern Sie nur noch mit der einen Frage, um deren Beantwortung ich Sie bitte, belästigen: Lebte die Familie Eboldsheim stets in gutem Frieden zusammen oder gab es, wie es ja häufig bei Erbtheilungen vorkommt, Streitigkeiten unter den einzelnen Familienglie-

dern, die später in offene oder geheime Feindseligkeit ausarteten?"

„Um Vergebung, Herr Regiments-Auditeur," versetzte darauf mit spitzem Lächeln der Doctor, „als ahnenreicher Edelmann sind Sie von den Geheimgeschichten unserer ältesten Adelsgeschlechter gewiß besser unterrichtet, als ich. Der Arzt wird in vornehmen Häusern immer nur bedingungsweise eine Art Gewissensrath, die Vorzüge des Beichtvaters gewährt man ihm höchstens im Augenblick eines gewaltsam eindrängenden Unglücks."

Er ergriff seinen Stock und wollte den Club wieder verlassen.

„Nur ein Wort noch, Doctor!" sprach Onno, ihn zurückhaltend. „Ist Graf Eboldsheim seines Zustandes sich bewußt oder richtiger, ahnt er, daß man ihn für geisteskrank hält?"

„Er ahnt, daß ihm von seiner ganzen Umgebung Niemand traut..."

„Richtig, Doctor! Sie haben da ein vollkommen wahres Wort gesprochen! Man fühlt es dem alten Herrn an, daß er sich von lauter Spionen umgeben glaubt. Das ist freilich ohne Zweifel eine fixe Idee, aber sie läßt sich jedenfalls leicht motiviren."

„Sie irren, werther Freund! Der Graf hat durchaus keine Ursache, seiner Umgebung zu mißtrauen."

„Ich werde das von heute an untersuchen, Doctor!"

Die Thür zu dem lauschigen Cabinet öffnete sich jetzt langsam, und das blasse, leidenschaftliche Gesicht des jungen Fähndrichs zeigte sich an dem Spalte. August Brand wollte sich nach dem Regiments-Auditeur umsehen.

„Das wollten Sie thun?" gegenfragte der Arzt, abermals einen langen, scharfen Blick auf Onno heftend. „Ich fürchte, Sie gedenken da etwas ganz Unausführbares zu unternehmen."

„Das Allerleichteste von der Welt, meine ich," versetzte Straßberg mit zuversichtlichem Tone und ausgesprochener Entschlossenheit in seinem Wesen. „Der Graf soll erfahren, daß er mir unbedingt vertrauen darf! . . . Ich werde ihm erzählen . . ."

Ein krampfhafter Händedruck des Arztes machte ihn verstummen. Der Blick des Doctors durchbohrte ihn mit flammender Gewalt.

„Sie werden schweigen!" unterbrach ihn nur flüsternd Doctor am Ende. „Gerade unzeitige Plauderer und allzu Neugierige muß man frühzeitig unschädlich machen. . . . Und Sie wissen doch, daß solche Menschen, als unter der Einwirkung einer fixen Idee stehend, in sichere Verwahrung genommen und auf Befehl der Aerzte unter Aufsicht gestellt werden dürfen? . . . . Ich empfehle Ihnen deshalb

Vorsicht im Sprechen und Handeln, lieber Herr von Straßberg, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie sich nicht so lange in einen Gedanken vertiefen, bis er Ihnen ebenfalls zur fixen Idee werden kann!"

Er verbeugte sich lächelnd vor dem Regiments-Auditeur, der dem Fortgehenden staunend und entsetzt zugleich nachsah. Da fiel sein Blick wieder auf das unruhige Gesicht des Fähndrichs, der seines Rathes so sehr zu bedürfen behauptete.

„Ich werde mich vor dem Doctor in Acht nehmen," murmelte er in sich hinein, das Lesezimmer langsam durchschreitend. „Wenn ich ihn mehr als einen Feind, der mir und wahrscheinlich auch Andern Fallen stellt, betrachte, so schütze ich mich nur selbst und erhalte mich Denen, die vielleicht in nächster Zukunft schon der Hilfe eines ehrlichen und uneigennützigen Freundes bedürfen."

VII.

Die Mittheilung des Fähndrichs.

August Brand stützte sinnend den Kopf in die Hand, als Onno von Straßberg wieder in das Cabinet trat.

„Nun, mein lieber Brand," redete er den Fähndrich

an, „jetzt erschließen Sie mir Ihr Herz! Die Unterredung mit Doctor am Ende, die sich um eine wichtige Angelegenheit handelte, hat mich länger aufgehalten, als ich vermuthete. Sie kennen den Doctor ja wohl schon geraume Zeit?"

„Gesehen habe ich ihn oft, gesprochen selten," versetzte Brand. „Es ist kein Mann, der mich interessiren könnte."

„Das fällt mir auf, denn ich meine schon sein Aeußeres ist interessant. Besonders fesselt mich sein eigenthümlich vibrirender Blick."

„An einer Schlange würde ich diesen Blick schön finden, Herr Regiments-Auditeur, bei einem Menschen scheucht er mich zurück oder macht mich wenigstens schweigsam."

Onno mußte dem Fähndrich recht geben, doch hielt er mit seiner Meinung zurück. Ohnehin hatte ihn der junge Mann ja nicht aufgesucht, um sich in eine Debatte über des renommirten Arztes Vorzüge und etwaige Schwächen zu vertiefen.

Die kummervolle Miene Brand's bei dem hellen Lichte der Lampen fiel Onno jetzt noch mehr als vor Kurzem auf, weßhalb er des jungen Mannes letzte Aeußerung unbeantwortet lassend, sich mit der theilnehmenden Frage an ihn wandte:

„Haben Sie einen Verlust gehabt oder ist Ihnen sonst etwas besonders Trauriges zugestoßen?"

„Ich bin ohne Wissen und Willen in eine höchst fatale Lage gerathen," erwiederte der Fähndrich, „die nur Sie, Herr Regiments-Auditeur, in eine erträgliche verwandeln können."

„Wie wäre das möglich! Aber lassen Sie hören! Sie wissen, daß ich gern helfe, wenn Gewissen und amtliche Stellung es mir erlauben."

„Ich bin genöthigt, mich an Beide zu wenden, Herr von Straßberg. Vor wenigen Stunden habe ich das Unglück gehabt, einen Kameraden zu fordern."

„Unbesonnener junger Thor!" rief Onno aus. „Sie kennen die Abneigung des Monarchen gegen den Zweikampf! Kürzlich erst wurde dem ganzen Offiziercorps und allen Zöglingen des Cadettenhauses die betreffende Cabinetsordre öffentlich vorgelesen. Es ist unmöglich, daß Sie in so kurzer Zeit schon vergessen haben können, welche Strafe jeden Duellanten treffen soll."

„Cassation und zweijähriger Festungsarrest!" murmelte der Fähndrich.

„Ich könnte Ihnen nur einen Freundschaftsdienst erweisen, wenn ich unter irgend einem Vorwande Ihre Verhaftung veranlaßte. Und das will ich thun in Berücksichtigung Ihrer Jugend und Unerfahrenheit."

Onno griff nach seinem Hut, um die geeigneten Schritte zu thun, Brand aber hielt ihn zurück.

„Das ist es nicht, was ich von Ihnen begehre, Herr Regiments-Auditeur," erwiederte er. „Ich muß und werde mich schlagen, und weder Sie, noch irgend ein Anderer soll mich daran hindern! Ehe ich aber den entscheidenden Gang antrete, bitte ich Sie flehendlich, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie weder mich noch meinen Gegner zur Untersuchung ziehen wollen, wenn gefällige Zwischenträger Ihnen Nachricht von dem Vorgefallenen geben."

Straßberg schüttelte lächelnd den Kopf und sah bedauernd auf den unglücklichen Menschen herab, dem ein leichtsinnig hingeworfenes Wort für immer seine Carriere zerstören konnte.

„Wer ist Ihr Gegner?" fragte er ziemlich barsch.

„Lieutenant Frühauf."

„Der jüngste Bruder des Rathes in ***?"

„Derselbe, Herr Regiments-Auditeur."

„Wie war es möglich, daß Sie mit diesem allseitig gebildeten Manne, über welchen niemals irgend eine Klage eingelaufen ist, sich so heftig erzürnen konnten, daß Sie im Moment der Aufregung alle Besonnenheit verloren?"

„Ich war sehr ruhig, als ich den Lieutenant forderte.“

„Dann sind Sie doppelt strafbar!“

„Und wenn die Strafe der Füsillade auf den Zweikampf gesetzt wäre, ich würde meine Forderung zu jeder Stunde, in Ihrem und jedes Andern Beisein wiederholen!“

Die kalte, entschlossene Miene des jungen Mannes, sein zornig funkelndes Auge und der dabei doch ruhige Ton machten Onno stutzen. Es mußte doch eine eigene Bewandtniß mit dieser Herausforderung haben, wenn ein junger, bevorzugter Mann, dem eine glänzende Carriere bevorstand, falls er sich der Unterstützung würdig zeigte, die hoch angesehene und einflußreiche Gönner ihm großmüthig zu Theil werden ließen, um eine angebliche Beleidigung blutig zu rächen, dieß Alles vergessen, ja, wie es schien, für Nichts halten konnte.

Nach kurzem Ueberlegen entgegnete Straßberg:

„Da Sie mich zu Ihrem Vertrauten gemacht haben und zugleich die sonderbare Zumuthung an mich stellen, ich solle meine Amtspflicht verletzen, vielleicht nur um der Aufwallung jugendlich heißen Blutes und unklaren Begriffen von Ehre Vorschub zu leisten, so werden Sie schon einen Schritt weiter gehen müssen, wenn ich mich für Ihr etwaiges Schicksal wirklich interessiren soll. Wie geschah

es, daß es zwischen Ihnen und Lieutenant Frühauf zur Herausforderung kam?"

Diese Frage setzte den Fähndrich offenbar in Verlegenheit, denn das Blut stieg ihm dergestalt zu Kopfe, daß sein eben noch farbloses Gesicht dunkelroth ward.

„Ich spreche ungern über diesen Vorfall und möchte ihn am liebsten vor der ganzen Welt geheim halten," sagte er zögernd.

„Das ist ein Wunsch, der sich nicht erfüllen läßt. Sie wissen das auch selbst und wollen mir die ganze Wahrheit vermuthlich nur deßhalb nicht sagen, weil Sie meine zurechtweisende Antwort fürchten."

Das Gesicht des Fähndrichs erglühete noch mehr, während er mehrmals schwer und tief aufathmete.

„Beim ewigen Gott, Herr von Straßberg, Sie haben mich in dem unwürdigsten Verdachte!" rief er aus. „Es ist keine Lappalie, wegen welcher sich zwei brave Kerle die Hälse brechen wollen!"

„Gut, so nennen Sie mir die Veranlassung Ihres Streites," sagte Onno. „Sie sprechen zu einem Privatmanne, der Ihnen wohl will, nicht zu dem Regiments-Auditeur."

„Was halten Sie von dem Grafen Eboldsheim?" fragte darauf der Fähndrich.

„Sprechen Sie vom Vater oder vom Sohne?" gegenfragte Onno von Straßberg.

„Von dem alten Diplomaten."

„Mich dünkt, sein Leben, seine Verdienste, seine Auszeichnungen geben darauf allein schon genügende Antwort."

„Das war und ist auch meine Ansicht."

„Und diese wagte Lieutenant Frühauf anzuzweifeln?"

„Er meinte, da zufällig das Gespräch auf die Familie des Grafen sich lenkte, es sei doch auffallend, und werde auch in höchster Gesellschaft auffallend gefunden, daß Graf Ottfried von Eboldsheim seit seinem Rücktritt aus dem Staatsdienste nie mehr bei Hofe erscheine. Ich dagegen fand dieß sehr erklärlich und hielt mit Anführung von Gründen nicht zurück."

„Welche Gründe nannten Sie?" unterbrach Straßberg den Fähndrich, denn da es sich um den Grafen handelte, achtete er mit Spannung auf jedes Wort.

„Sein Alter, seine Verstimmung, sein Hang zur Einsamkeit . . ."

„Und diese Gründe ließ Lieutenant Frühauf nicht gelten?"

„Seine Antwort bestand nur in Achselzucken und spöttischem Lächeln."

„Darüber ergrimmten Sie und reizten den Lieutenant?"

„Ich war geärgert, das gebe ich zu, aber ich urtheile eben so wenig voreilig, als ich unbesonnen handele. Sie kennen ja mein Verhältniß zu dem Grafen. Ich bin dem menschenfreundlichen Herrn zu hohem Danke verpflichtet und es wäre die abscheulichste Niederträchtigkeit, wenn ich duldete, daß man unwürdig oder auch nur unehrerbietig über meinen hohen Gönner spräche. . . ."

Brand machte eine Pause, um Athem zu schöpfen und seine Gedanken zu sammeln.

„Was antworteten Sie dem achselzuckenden Lieutenant?" fragte Onno von Straßberg den Fähndrich. „Sie forderten doch eine Erklärung von ihm?"

„Ohne alle Leidenschaftlichkeit," versicherte der Fähndrich. „Ich begehrte nur zu wissen, ob dem Grafen irgend etwas zur Last gelegt werden könne? — Weiß ich das? lautete des Lieutnants Antwort. Ich bin kein Bevorzugter, wie Sie; die Paläste der reichen Aristokratie öffnen sich mir nicht. Aber was sich die säuselnden Blätter im Garten des Palais Eboldsheim erzählen, das hören meine unaristokratischen Ohren! — "

„Und was erzählen sich diese nach der Ansicht des Herrn Lieutenants?" unterbrach Onno den Fähndrich.

„Die nämliche Frage richtete ich an Frühauf," fuhr

Brand fort. „Eine kleine Weile zögerte er, das spöttische Lächeln auf seinen Lippen behielt er aber bei. Ich ward dringender und zwei andere Kameraden hörten aufmerksam zu. Da der Lieutenant auch jetzt noch schwieg, wandte ich mich an diese, die Frage an sie richtend: ob mein Verlangen kein gerechtfertigtes sei? Es ward von Beiden bejaht und der Lieutenant mußte gezwungen mir Rede stehen."

„Nun? That er es noch nicht?"

„Er konnte ja nicht entschlüpfen. Und doch wünsche ich jetzt, daß ich sein Achselzucken gar nicht bemerkt hätte!"

„Sie spannen mich auf die Folter, lieber Brand! Nicht Ihre Betrachtungen, die klare, bündige Antwort des Lieutenants will ich kennen lernen."

„Der Graf mit seiner ganzen Familie sei vom Hofe verbannt — erzählte der Lieutenant — von der Aristokratie ausgestoßen, weil man in Erfahrung gebracht habe, daß . . ."

„Vollenden Sie, Brand!" fiel dem Zaudernden Onno ins Wort. „Zurück können Sie jetzt eben so wenig mir gegenüber, wie Ihnen gegenüber der Lieutenant es konnte."

„Es ist eine furchtbare Beschuldigung, welche ein abscheuliches, ein verdammungswürdiges Gerücht dem Gra-

sen aufbürdet! Ottfried von Eboldsheim soll nach demselben mehrere Jahre zwei Frauen zugleich gehabt haben."

„Und nach dieser Mittheilung forderten Sie den Lieutenant?" fragte Onno von Straßberg tonlos, denn er fühlte seine Pulse stocken und mußte sich Gewalt anthun, um die Schwäche nicht merken zu lassen, die sich seiner Physis bemächtigte.

„Ruhig und mit vollem Bewußtsein!" antwortete der Fähndrich.

Onno senkte den Kopf in seine Hand, um dem jungen Manne die heftige Gemüthsbewegung zu verbergen, die sich in seinen Gesichtszügen widerspiegeln mußte.

Nach einigen Minuten sah er ihn klaren Auges an und sprach:

„Ich kann Sie nicht tadeln, lieber Brand. Sie konnten und durften nicht anders handeln. Ein Unglück aber ist es dennoch, und ich muß Ihnen auch darin beipflichten, daß es besser wäre, eine derartige Erörterung hätte überhaupt gar nicht stattgefunden."

„Haben Sie die Güte, Herr von Straßberg, auf meine Person gar keine Rücksicht zu nehmen," ergriff der Fähndrich wieder das Wort. „Es ist vollkommen gleichgiltig, was aus mir wird. Tödtet mich Lieutenant Früh-

auf, so bin ich wohl aufgehoben, bläst meine Kugel ihm das Lebenslicht aus, so mag man meinetwegen nach der ganzen Strenge des Gesetzes mit mir verfahren, wenn sich nur alles Aufsehen vermeiden läßt! Ich persönlich will und kann nicht zugeben, daß der Name des großmüthigen Grafen, meines Wohlthäters, compromittirt wird. Ehe dieß geschieht, begehe ich ein Verbrechen! Und nur aus diesem Grunde wende ich mich an Sie, Herr von Straßberg. Sie kennen die Familie, deren Ehre, deren unbescholtener Ruf, deren berühmter Name auf dem Spiele steht! Sie haben Zutritt im Hause meines Wohlthäters, Verbindungen in den höchsten militärischen Kreisen. Ihnen wird und muß es daher auch gelingen, Alles, was an dieß unselige Gerücht sich knüpfen läßt, mit der Wurzel auszureißen."

Onno durchschritt, in ernste Gedanken vertieft, das Cabinet. Dann blieb er vor Brand stehen und sagte fest:

„Es giebt einen Ausweg, und den müssen Sie wählen!"

„Sobald er sich nur mit meiner Ehre verträgt, Herr von Straßberg."

„Sie dürfen sich nicht schlagen!"

Der Fähndrich lachte verächtlich.

„Für einen Elenden, Herr Regiments-Auditeur, wäre

dieser Ausweg allerdings vortrefflich gewählt. Daß ich aber kein Feigling und kein Schurke bin, wissen Sie, und eben darum werde ich mich schlagen!"

„Und ich sage: Sie werden sich nicht schlagen! Die Kunde von dem Duell, mag es endigen, wie es will, dränge doch in die Oeffentlichkeit, und nach wenigen Tagen flüsterte man sich heimlich auch die Veranlassung desselben in die Ohren. Das darf nicht sein; das wollen Sie ja selbst nicht haben. Mithin muß Lieutenant Frühauf revociren!

„Die feierlichste Revocation hebt die Abscheulichkeit der gethanen Aeußerung nicht auf," fiel Brand entrüstet ein.

„Euer Herzblut, wenn Ihr's verspritzt, thut es noch weniger," versetzte Onno. „Es würde sich einem erbärmlichen Gerücht, das seine Entstehung irgend einem Niederträchtigen verdankt, nur noch ein anderes zugesellen, das wahrscheinlich die Mehrzahl glaubwürdig fände. Ich hoffe, deutlicher brauche ich mich nicht auszudrücken.... Sie haben meinen Rath zu hören begehrt, jetzt biete ich Ihnen meine Vermittlung an und werde Ihnen dieselbe nöthigenfalls sogar aufdringen. Wer war bei dem Vorfalle zugegen?"

Der Fähndrich nannte die Namen er beiden Officiere, deren er schon einmal Erwähnung gethan hatte.

„Ich kenne Beide persönlich," fuhr Onno von Straßberg fort. „Wenn man sie auffordert, auf ihr Ehrenwort zu erklären, daß die vernommene Aeußerung in ihrer Brust wie im Grabe verschlossen bleiben soll, glauben Sie dann der Verschwiegenheit der Herren sicher zu sein?"

„Ohne Zweifel," versetzte der Fähndrich. „Wird aber der Lieutenant widerrufen? Kann er, der still und solid lebende Mann, der seinen Studien mehr Zeit widmet, als die Meisten seines Standes, das Gerücht aus der eigenen Brust geschöpft haben? Das widerstreitet aller Wahrscheinlichkeit! .... Das Gerücht muß schon längere Zeit in der Luft schweben, es muß dem Hotel Eboldsheim entweder selbst entsprungen sein, oder doch von Personen herrühren, die mit demselben in Verbindung stehen oder gestanden haben."

„Ich biete Ihnen nochmals meine Vermittlung an," sagte Onno entschlossen. „Daß ich dabei Ihre Ehre vollkommen wahren werde, brauche ich wohl kaum zu betheuern. Haben Sie sich schon nach einem Secundanten umgesehen?"

„Die beiden Herren boten uns freiwillig ihre Dienste an."

„Um so besser! Ueberlassen Sie mir, für Sie zu handeln! Jetzt verfügen Sie sich ruhig nach Hause und sprechen mit Niemandem, bis ich selbst zu Ihnen komme.

Bis morgen Mittag wird dieß jedenfalls geschehen. Fassen Sie Muth und folgen Sie mir! Ich werde Ihnen bis zu Ihrer Wohnung das Geleite geben."

Brand mußte sich dieser Aufforderung fügen, was er auch gern that, obwohl ihm, je mehr er über den Vorfall nachdachte, die friedliche Vermittlung des wohlwollenden Regiments-Auditeurs immer unausführbarer erscheinen wollte.

VIII.

Lieutenant und Rath.

Onno von Straßberg war es glücklich gelungen, vor dem Fähndrich seine große innere Erregung zu verbergen, welche das eben Vernommene in ihm hervorgerufen hatte. Anstatt eine genügende Erklärung über das wahre Wesen der angeblichen Geisteskrankheit zu erhalten, an welcher der Graf Ottfried von Eboldsheim leiden sollte, erzählte ihm Doctor am Ende eine Geschichte, die halb wie ein Märchen klang und dennoch wahr sein konnte. Und kaum hatte der Arzt, dessen vieldeutiger Blick dem Regiments-Auditeur niemals Vertrauen einflößte, sich entfernt, so überfiel ihn der junge Fähndrich mit einer noch viel wunderlicher klingenden Geschichte, die trotz der ihr zu Grunde

liegenden Abenteuerlichkeit leider einen sehr tragischen Ausgang nehmen konnte.

Dem Regiments-Auditeur verwirrten sich fast die Gedanken, wenn er still recapitulirte, was er innerhalb der letzten Stunden über die Familie Eboldsheim vernommen hatte. Er würde noch vor zwei Monaten jeden ausgelacht haben, der es gewagt hätte, behaupten zu wollen, das Glück sei nicht der stete Begleiter der Eboldsheim gewesen, in die Geschicke dieser alten Familie hätten schon längst auch dämonische Kräfte eingegriffen.

Zwei Punkte vor Allem fielen Onno auf und erschienen ihm bedenklich. Es waren dies der Name Aldobrandini, welchen der Schwager des Grafen geführt hatte, und der alte Diener im Hotel Eboldsheim, der Brandini hieß und, wie Gräfin Cordelia ihm ja selbst mit lachendem Munde erzählt hatte, sich für einen nahen Verwandten der berühmten italienischen Familie der Aldobrandini hielt.

Doctor am Ende mußte keinen besonderen Werth auf die Thatsache legen, daß gerade dieser Alte des Grafen Vertrauen in hohem Grade besaß und daß derselbe Mann zugleich auch bei Leontine in Gunst stand oder von dieser wenigstens nicht einfach ignorirt ward.

„Wenn doch der Alte zum Sprechen zu bewegen wäre!“ rief Onno wiederholt aus, während er alles Ver-

nommene noch einmal sich vergegenwärtigte. Eine Frage an den bejahrten Diener stand ihm wohl frei, wenn es ihm gelang, die passende Form dafür zu finden, nur ließ sich nicht voraus berechnen, ob Brandini überhaupt sich zu einer Antwort bequemen werde. Am gespanntesten endlich war Onno auf die Aussagen des Lieutenants Frühauf, den er mit unnachsichtiger Strenge in's Verhör nehmen wollte, um dem Ursprunge des abscheulichen Gerüchtes auf die Spur zu kommen, das ja das Glück, die Ehre und die Verdienste einer ganzen Familie für immer untergraben konnte.

Die beiden Offiziere, welche die einzigen Zeugen bei dem Gespräche des Fähndrichs mit Lieutenant Frühauf gewesen waren, verhörte Onno von Straßberg am andern Morgen zuerst, und zwar Jeden einzeln. Beider Aussagen harmonirten vollkommen mit den Mittheilungen Brand's.

Den Forderungen des Regiments-Auditeurs versprachen sie gerne Folge zu leisten und verpfändeten ebenso bereitwillig ihr Ehrenwort, für immer gegen Jedermann das Vorgefallene zu verschweigen. Deßgleichen versicherten die jungen Männer, sie hätten nie früher eine ähnliche Aeußerung über den Grafen Eboldsheim vernommen und wären deßhalb selbst fast eben so entrüstet über Frühauf's Aeußerung gewesen, wie Brand, der sich wegen sei-

ner Stellung zu der ganzen Familie am schwersten davon beleidigt fühlen mußte.

„Der Lieutenant wird künftig vorsichtiger mit Worten umgehen," rief Onno sich selbst zu, als er wieder allein war und von Minute zu Minute der Ankunft des unvorsichtigen Schwätzers entgegensah.

Die Minuten verlängerten sich aber zu Viertelstunden, bis endlich dem Regiments-Auditeur die überraschende Meldung zuging, daß der Lieutenant nicht aufzufinden sei. Seine Wohnung hatte der Vermißte Tags vorher um die gewöhnliche Nachmittagsstunde verlassen, war aber nicht wieder zurückgekommen.

Onno dachte sogleich an Selbstmord. So oberflächlich er auch den jungen Lieutenant kannte, der bei seines Gleichen für einen der lustigsten und unterhaltendsten Cameraden galt, leuchtete ihm doch sehr gut ein, daß sein Ehrgefühl als Offizier ihn zu einem verzweifelten Schritte habe treiben können, wenn er erst über die Möglichkeiten sich klar geworden sei, die aus seiner unverzeihlichen Aeußerung entspringen mußten.

Onno freute sich, die andern Herren durch ihr Ehrenwort gebunden zu wissen, unterrichtete den Fähndrich, gebot diesem auf's Neue, sich ruhig zu verhalten und wartete das Ergebniß der Nachforschungen ab, welche über das Verbleiben des jungen Lieutenants jetzt anzustellen waren.

Diese hatten jedoch keinen Erfolg. Von dem Verschwundenen war nirgends eine Spur zu entdecken. Er war von Niemand gesehen oder gesprochen worden, seit der Stunde, wo die Letzten ihn nach gewohnter Weise im Spielzimmer des Café restaurant bald lesend, bald heiter plaudernd verließen.

Die Wohnung des Vermißten ward vorerst versiegelt, da seine nächsten Verwandten von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt und Weiteres abgewartet werden mußte.

Irgend etwas auch nur leicht Gravirendes lag gegen den Lieutenant nicht vor, und schon aus diesem Grunde gab sich die Mehrzahl der Vermuthung hin, der wackere, unerschrockene, etwas leichtblütige junge Militär könne wohl gar das Opfer eines heimlichen Ueberfalles geworden sein.

Es vergingen einige Tage und noch immer wußte man nicht, was aus dem Lieutenant geworden war.

Brand machte sich Vorwürfe, ohne doch sein Verfahren selbst tadelnswerth finden zu können.

Onno von Straßberg forschte unter der Hand, hatte aber eben so wenig Glück wie Andere. Persönlich glaubte er nicht an des Lieutenants Tod. Die ganze Familie Frühauf war bei aller Lebenslust zu phlegmatisch, um sich kopfüber gleich in den Tod zu stürzen, wenn von irgend einer Seite sie Unheil bedrohte. „Wir Frühauf lassen

uns durch gar nichts aus der Fassung bringen," hatte sein Freund der Rath oft genug geäußert, wenn Onno gelegentlich von Unerträglichkeiten des Daseins in Stunden des Mißmuthes sprach.

Den Gedanken, der Lieutenant könne sich in aller Stille entfernt haben, um dem fatalen Rencontre auszuweichen, wies Onno von Straßberg mit Verachtung zurück, und dennoch ertappte er sich bald wieder darauf, wie er demselben nachhing.

„Es wäre abscheulich!" sprach er zu sich selbst, nahm einen Bogen Briefpapier und setzte sich an den Schreibtisch. „Der Rath muß doch bis zu einem gewissen Grade unterrichtet werden," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort; denn Onno wußte, daß der Lieutenant von dem älteren Bruder Unterstützungen erhielt und daß überhaupt beide Brüder sehr an einander hingen.

Das Schreiben währte ziemlich lang, da Straßberg von einer Menge anderer Dinge erst harmlos dem Freunde das erzählte, was diesen interessiren konnte, und erst später sich dem ernsteren Thema zuwendete. Die Veranlassung zu Frühauf's Verschwinden durfte er dem Rathe natürlich nicht mit klaren Worten melden, er ließ sie nur errathen; doch verschwieg er nicht, daß dem Lieutenant ein Duell ernsthaftester Art bevorgestanden habe, und daß, wäre es dazu gekommen, dem Uebertreter oder

Verächter des Gesetzes die neuerdings durch Cabinetsordre auf den Zweikampf gesetzte Strafe ohne Gnade erreicht haben würde. Am Schlusse seines Briefes erwähnte Onno noch seiner vornehmen Reisegefährtin mit dem Bemerken, daß er nunmehr die Neugierde des Freundes befriedigen könne. Die anmuthige Gräfin, die er von Zeit zu Zeit sehe, sei eine geborene Freiin von Brantleiter, ein einziges Kind und sehr reich. „Letzteres ist auch gut für die schöne Frau," fügte er hinzu. „Es bewahrt ihr eine nie hoch genug anzuschlagende Unabhängigkeit, die wohl nirgends wünschenswerther sein kann, als in einem Hause, wo das Regiment in mehr als einer Hand zu ruhen scheint."

Straßberg wollte den Brief eben schließen, als an seine Thür geklopft wurde.

Der Bediente des Regiments-Auditeurs trat in's Zimmer und überreichte Letzterem ein eben eingelaufenes Schreiben.

„Von meinem Freunde!" rief Onno erfreut, schob den eben fertig gewordenen Brief bei Seite und erbrach erwartungsvoll das Couvert.

Behaglich sich in seinen bequemen Arbeitsstuhl zurücklehnend, ging er an die Lectüre der ebenfalls umfangreichen Epistel.

Diese lautete:

„Bester Freund!

Nimm es mir nicht übel, wenn der Inhalt dieses Blattes Dich anmuthen sollte, als würde es Dir durch den Expressen aus einer Irrenanstalt überliefert. Ich komme mir augenblicklich selbst halb toll vor und habe volle vierzehn Stunden lang weder gegessen noch getrunken, was für einen Mann von meiner Leibesconstitution eine Zumuthung ist, die ich verrückt nennen würde, hätte ich sie mir nicht selbst gestellt. Doch zur Sache, damit ich den Aerger, die Angst und die Wuth, die in prächtig glitzernder Pracht in mir lohen und mir Herz und Nieren zu versengen drohen, mit einem Male, ich fürchte nur leider nicht für immer, los werde.

Mein Bruder Alexander ist seit gestern hier! . . . Seine Uniform hat er diesen Morgen zerschnitten und verbrannt, seine Epauletten in's alte Eisen geworfen, den Säbel zerbrochen, seine Offiziersehre begraben! . . . Begreif's, wer's kann, ich vermag es nicht! Was er nun anfangen will, mag Gott wissen! Ich wollte nur, er schwämme erst auf der See, damit der Tollhäusler nicht als Deserteur eingefangen und zur Schande unserer Familie abgeurtheilt wird . . ."

Onno von Straßberg riß sich den Hausrock auf, denn es ward ihm selbst so schwül, daß er kaum Athem zu schöpfen vermochte. Dann las er weiter:

„So viel ich bis jetzt aus dem Bruder herausdrücken konnte, hat er sich in einen schlimmen Handel verwickelt, der ihn um seine Ehre bringen muß, wie er behauptet. Zu einer zusammenhängenden, übersichtlichen Darstellung seiner Großthaten — mit dem Munde — konnte ich ihn noch nicht bewegen. Es sieht in seinem Kopfe aus, wie auf der Erde am Tage vor dem Anfange der geschichtlich zu Recht bestehenden Schöpfung. Wenn ich nur aber wissen sollte, was Deine unerreichbare Flamme mit bei der verdrehten Geschichte zu schaffen hat! . ."

„Meine Flamme?" wiederholte Onno von Straßberg, strich sich die Augen aus und hielt den Brief des Freundes mehr gegen das Licht, um besser sehen zu können. „Wird Der auch von der Tarantel gestochen oder will er mich mit Gewalt böse machen?"

Die Worte standen aber wirklich im Briefe des Rathes und Onno mußte, so arg er auch die Lippe hängen ließ, doch fortlesen, wollte er den Ideengang des entfernten Freundes, seine Ansichten und Voraussetzungen, und was sich etwa sonst noch daran knüpfen mochte, genauer kennen lernen.

„Eine volle Stunde lang hat mir Alexander vorlamentirt, daß ohne die Gräfin Cordelia von Eboldsheim nie eine Aeußerung, wie sie ihm entschlüpfte, gefallen sein würde," hieß es in dem Briefe. „Diese berückende, durch

ihre Sanftmuth, ihr vertraulich feines Wesen Alle bezaubernde und an sich fesselnde Frau sei ganz allein schuld an seinem Vergehen; weil er aber einsehe, daß er zum Ueberflusse nicht auch noch eine so vornehme und allgemein bewunderte Dame compromittiren dürfe, wolle er schweigen, habe freiwillig — soll heißen: eigenmächtig — den Dienst quittirt und werde sich für immer außer Landes begeben . . .“

Dem Regiments=Auditeur entsank der Brief des Freundes und seine Augen umschleierten sich. Er bedurfte einiger Minuten Zeit, ehe er weiter lesen konnte.

„Du kannst und darfst es mir nicht übel nehmen, alter Freund und Camerad — fuhr der Rath in seinem Schreiben fort — daß ich in dieser eben so traurigen als dunkeln Angelegenheit mich an Dich wende, Dich bitte, mir reinen Wein einzuschenken und, wenn es Dir möglich ist, mich ein wenig zu erleuchten. Ich brauche Deinen Rath in alle Wege, denn ich schwebe in der Luft, was ich ohne Schaden für mein sterbliches Theil unmöglich lange aushalten kann. Darum fordere ich Dich auf, mir umgehend oder doch recht bald folgende Fragen zu beantworten:

1) Gibt es außer dem vormaligen Diplomaten Grafen Ottfried von Eboldsheim und dessen Sohne, dem Kammerherrn, noch einen Menschen dieses Namens?

2) Hast Du Näheres gehört von den Schicksalen der Schwester Deines Grafen, die an einen Aldobrandini verheirathet gewesen und unsern Loretto plötzlich gestorben sein soll?

3) Lebt im Hotel Eboldsheim ein junges Mädchen, Namens Leontine, und ist dasselbe die wirkliche Nichte des Grafen oder dessen Tochter?

Und endlich:

4) Was für eine Bewandtniß hat es mit der Behauptung, der Graf sei vom Hofe verbannt worden, weil es sich herausgestellt habe, daß er schon seit längerer Zeit nicht mehr für alle seine Handlungen verantwortlich gemacht werden könne?

Wäre mir an einer aufrichtigen und wahrheitgetreuen Beantwortung dieser vier Punkte nicht sehr viel gelegen, würde ich Dich nicht damit belästigen. Ich muß aber wissen, wie es damit beschaffen ist, und zwar bald; denn — im Vertrauen gesagt — es ist periculum in mora! . . . Mein Bruder hat sich salvirt, schweigen aber wird und will er nicht, das hat er mir ebenfalls zugeschworen, falls seine Flucht ihm Unehre bringt! . . . Als ob sich daran noch zweifeln ließe! . . .“

In größter Aufregung las Onno von Straßberg weiter:

„Sei also thätig, Freund! Benutze die Gunst, in

die Du Dich zu setzen wußtest; gehe Deiner Flamme zu Leibe und erpresse ihr die ganze, volle Wahrheit, ehe es zu spät ist. Was Du erfährst, theile mir mit; ich will dann sehen, daß ich dem Plauderer den Mund für immer verschließen kann ....

Meine Wirthin nebst ihrer Tochter lassen sich Dir empfehlen. Die Letztere findet, daß mein Bruder ein angenehmer Mann ist, doch gefiel er ihr besser in Uniform, als jetzt, wo er Civilkleider trägt. So sind die Weiber! Spielen, tändeln, heute mit Puppen, morgen mit Schleifen und Ordensbändern, sonst haben sie Langeweile und sind fatiguirt.... Grund genug für mich, um niemals ein so unvollkommenes Geschöpf mit hochklopfendem Busen an's Herz zu drücken und in narrenmäßigem Jubel jauchzend das Mozart'sche Duett zu tirriliren:

So Dein zu sein auf ewig,
Wie glücklich, o wie selig, ꝛc.

Aber Du, Freund Onno, wie bist Du gesonnen? ... Willst Du die Flamme nicht mit einem wirklichen Feuerbrande vertauschen? Dir thut das noth, sonst wirst Du melancholisch und dictirst im Aerger, daß Du mit keiner reizenden Frau Parade machen kannst, den armen Teufeln, die in deine Krallen fallen, Strafen, welche das Militär-Strafgesetzbuch am Ende gar nicht enthält.

Noch eins. Ist der Fähndrich Brand ein Mann

von Ehre und verdient er, der Protegé des Grafen zu sein? Mein Herr Bruder spitzt den Mund, wenn er von ihm spricht, als knüpfe sich an diesen Brand ebenfalls ein Geheimniß. . . .

Drei, höchstens vier Tage warte ich auf Antwort. Bin ich dann nicht im Besitz einer Replik, wie ich sie wünsche, so breche ich bei Dir ein. Eine Woche lang kann ich hier entbehrt werden, und diese will ich — bei Zeus und Odin — Dir opfern, um mir die — Sonderbarkeiten gewisser Regionen, Palais und wilde Männer in der Residenz zu besehen! . . .“

Die Epistel schloß mit einigen Scherzen, welche Onno erheitert haben würden, hätte das eben Gelesene ihn nicht auf das Tiefste beunruhigt.

Sofort zu antworten vermochte er nicht. Schon die Aufregung, in welche der Brief des Rathes ihn versetzte, hinderte ihn daran, wenn er sich aber auch hätte überwinden können, so war es ihm doch völlig unmöglich, die so kategorisch an ihn gestellten Fragen des Freundes in verlangter Weise zu beantworten.

Den Brief des Rathes zusammenlegend und seinen eigenen in zahllose kleine Stückchen zerzupfend, stand Onno von Straßberg auf und trat an's Fenster.

„Ich werde mich ausschweigen,“ sagte er nach einer Weile. „Der Lieutenant ist in Sicherheit, ehe sein Aufent-

halt ermittelt wird. ... Brand geb' ich einen Wink und gebiete ihm ebenfalls Schweigen .... Die beiden Andern sind froh, wenn Alles verborgen bleibt..... Mag denn also mein wohlbeleibter Freund sich eine kleine Bewegung gönnen! Ich werde ihn mit der gebührenden Gastfreundschaft empfangen. Die Zwischenzeit aber will ich benutzen, damit, was ich dem Papiere nicht anvertrauen kann, auch wenn ich es wollte, sich zu unterhaltenden Gesprächen vortrefflich und hoffentlich in ergiebigster Weise ausbeuten läßt."

IX.

Ein Wink des Arztes.

„Doctor am Ende!" meldete der gewandte Bediente seiner Gebieterin, der Gräfin Cordelia, die in halb liegender Stellung in einem kostbaren Album blätterte, das sie von ihrem Gemahl zum Geschenk erhalten hatte.

„Sehr willkommen!" lautete die Antwort der vornehmen Dame.

Gleich darauf trat der Arzt in das Boudoir.

„Wie kommt es, daß Sie sich nicht mehr sehen lassen, bis Sie gerufen werden, lieber Doctor?" redete die Gräfin den Arzt mit leicht schmollender Stimme an.

„Ich war drei oder vier Tage lang so unwohl, daß ich mich ganz elend fühlte. Ihretwegen aber könnte ich sterben, Sie würden doch nicht kommen, es sei denn, daß Sie sich dazu herbeiließen, wenn es gälte, zu constatiren, daß ich wirklich todt und eines natürlichen Todes gestorben wäre. . . . Setzen Sie sich mir gegenüber und lassen Sie uns von unsern wichtigsten Angelegenheiten sprechen!"

„So lange ich nur Vorwürfe von Ihnen höre, gnädigste Frau, werde ich nicht dazu kommen."

„Vorwürfe mache ich Ihnen nicht, ich will Sie blos anspornen. . . . . Haben Sie meinen Schwiegervater schon gesprochen?"

„Nein, gnädigste Frau."

„Aber ich bitte doch stets darum, Doctor!"

„Wenn auch. . . . Wo der Arzt nicht helfen kann, ist er überflüssig."

„Und das ist Ihre volle, ehrliche Ueberzeugung?"

„Gewiß! Des Grafen Zustand ist unheilbar. Ich habe das, wie Sie wissen, von jeher behauptet."

Cordelia legte das Album fort und faltete ihre schlanken, weißen Finger zusammen, als wolle sie beten. Ihre schönen, sprechenden Augen hielt sie fest auf den Arzt gerichtet.

„Ihre Worte, lieber Doctor, machen mich unglücklich,"

fuhr sie in bewegter Stimmung fort. „Es kann so nicht fortgehen, ohne daß es zu einem Eclat kommt. Und daß ich einen solchen um jeden Preis zu vermeiden wünschen muß, begreifen Sie doch?“

„Sehr wohl, gnädige Frau. Ein Mittel indeß, demselben auszuweichen oder vorzubeugen, giebt es; wenden Sie es an.“

„Ich muß es doch erst kennen?“

„Das Mädchen muß aus dem Hause!“

„Doctor!“ rief Cordelia erschrocken aus. „Wie mögen Sie mir einen Vorschlag machen, der uns Alle zu Grunde richten würde! Ohne Leontine um sich zu wissen und sie zu sehen, wenn er es wünscht, würde die nur erkünstelte Ruhe des Grafen sich in die gefährlichste Heftigkeit verkehren!“

„Ohne Zweifel, gnädigste Frau! Das aber gäbe uns ja gerade die erwünschte Gelegenheit, einzugreifen. Leidenschaftliche Heftigkeit unterscheidet sich nur unbedeutend von Tobsucht, wenigstens läßt sie sich als solche darstellen. Mit tobsüchtigen Menschen unter einem Dache leben, bringt Gefahr, mithin rechtfertigt sich das Einschreiten eines besonnenen Arztes ...“

„Doctor, Sie sind entsetzlich!“ rief die Gräfin, indem sie ihre Augen von dem vibrirenden Blicke des Arztes abwandte. „Der unglückliche Mann ist seines Ver-

standes so mächtig, wie wir Alle, er besitzt nur zu viel Rechtsgefühl, und das macht ihn unbequem, seit er von seinem eigensinnigen Vorsatze sich nicht mehr abbringen läßt."

Der Doctor machte eine kalte, sehr förmliche Verbeugung, die Gräfin noch schärfer als zuvor fixirend.

„Es scheint demnach, als sollte ich für meine Bemühungen nur Undank haben," sagte er leidenschaftslos. „Ich habe mir das Vertrauen der Familie Eboldsheim nicht erschlichen, Frau Gräfin, man hat es mir aufgedrungen! Da ich nicht unhöflich sein wollte, trat ich als Rathgeber auf und fand als solcher anfangs auch Gehör. Erst später, nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß gewisse Ereignisse . . ."

„Ich muß dringend bitten, lieber Doctor," fiel hier die Gräfin ein, „längst abgethane Dinge nicht immer von Neuem wieder zur Sprache zu bringen."

„Sie sind nicht abgethan, Frau Gräfin, denn sie kommen jetzt erst zur Sprache!"

Cordelia sah den Arzt ungläubig an, dann begann sie lebhaft zu lachen.

„Es ist gut, daß man Sie kennt, Doctor, sonst könnten Sie Einem wahrhaft Furcht einjagen!"

„Ich spreche die Wahrheit, gnädigste Frau!"

„Natürlich! Wann hätte ein Arzt auch nicht die Wahrheit gesagt!“

„Fragen Sie den Herrn von Straßberg! Vielleicht erzählt dieser Ihnen eine Geschichte, die Sie nicht länger an meiner Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zweifeln läßt.“

„Stehen Sie mit dem Herrn Regiments-Auditeur auf so vertrautem Fuße, Doctor?“ fragte die Gräfin von Eboldsheim.

„Durch reinen Zufall, gnädigste Frau.“

„Nun, dann will ich mich noch eine Weile beruhigen,“ fuhr Cordelia fort, ihr gewöhnliches heiteres Wesen wieder annehmend. „Wie ich den Herrn von Straßberg kenne, würde er sich selbst der höchsten Ungalantheit zeihen, wenn er zugäbe, daß mir durch einen Dritten überbracht würde, was er selbst jedenfalls zarter und anmutiger vorzutragen verstände. Ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden, lieber Doctor!“

Der Arzt verstand den Wink der Gräfin und schob den Stuhl zurück.

„Sprechen Sie doch noch einmal mit meiner Cousine,“ fuhr die Gräfin fort. „Sie ist ja so verständig; sie wünscht selbst, es möge eine Aenderung eintreten; sie kann also vernünftigerweise nicht länger dem Glück einer zahlreichen Familie im Wege stehen wollen.“

„Fräulein Leontine hört mich nicht an, wenn ich dieses delicate Thema berühre. Sie verlangt ihr Recht!"

„Ihr Recht! Auf welches Recht will sie denn Anspruch machen? . . . Kann sie Klage führen über unwürdige Behandlung? . . . Ich gehe mit ihr um, wie mit einer Schwester, was sie mir auch ist, und mein Gemahl zeichnet sie in jeder Hinsicht aus."

„Dennoch fühlt Fräulein Leontine eine gewisse Leere, die ihren Ursprung auf das vereinsamte Leben zurückführt, zu welchem die Laune des Grafen seine Nichte verurtheilt hat. Jugend verlangt Geselligkeit, und ein junges Mädchen, das mit Recht Ansprüche machen darf, wird launenhaft, wenn es keinen einzigen Wunsch in Erfüllung gehen sieht."

„Leontine ist undankbar," entgegnete Cordelia. „Betrüge sie sich dem Grafen gegenüber, wie es ihr schon die weibliche Klugheit empfehlen müßte, so würde jeder ihrer Wünsche längst in Erfüllung gegangen sein. Ihr Trotz allein verbannt sie aus der großen Gesellschaft."

„Herr von Straßberg!" meldete der Bediente.

„Sogleich," sprach die Gräfin, reichte dem Arzte die Hand und erhob sich. „Ich muß doch unverzüglich hören, was der gute Regiments-Auditeur über den Gegenstand denkt, den Sie als Einschüchterungsmittel gegen mich zu benutzen versuchten. . . . Uebrigens danke ich Ihnen,

Doctor. Ich weiß jetzt, daß Sie können, falls unsere Familie zum Besten des Ganzen wollen müßte. Auf Wiedersehen!"

Doctor am Ende verabschiedete sich und Gräfin Cordelia ging in den Salon, wo sie Onno von Straßberg ihrer bereits wartend fand.

X.

Cordelia und Onno.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," redete der Regiments-Auditeur die Gräfin an, „daß ich zu ganz ungewohnter Stunde mich zu Ihnen dränge. Ja, dränge, ich muß mich dieses Ausdruckes bedienen, aber die Verhältnisse fordern gebieterisch dazu auf."

Onno hatte, während er diese in Hast gesprochenen Worte an Cordelia richtete, seinen Platz mehrmals gewechselt, und der Gräfin fiel außer dieser Unruhe jetzt auch das verstörte Aussehen ihres fröhlichen, unterhaltenden Reisegefährten auf.

„Haben Sie einen schmerzlichen Verlust gehabt, lieber Straßberg?" unterbrach ihn Cordelia, mit der Absicht im Sopha Platz nehmend, daß der Regiments-Auditeur ihrem Beispiele folgen werde. „Ich kannte Sie bis-

her immer nur ruhig, und jetzt beherrscht Sie eine Unruhe, die Ihnen nicht blos von ungefähr angeflogen sein kann."

„Ich leide, gnädigste Frau, ich leide sehr, aber nicht mich hat persönlich ein Unglück getroffen," erwiederte noch erregter Onno von Straßberg, „ich muß es nur mit tragen helfen, und fürchte, doch nichts dabei nützen zu können."

„In diesem Falle würden Sie klüger thun, sich zurück zu ziehen."

„Das kann und darf ich nicht, ohne doppelzüngig zu erscheinen. Ich habe zu rathen und zu helfen versprochen und bin also gebunden. Aber freilich, freilich, wer konnte auch ahnen ..."

„Aber, lieber Straßberg, Sie sprechen ja fortwährend in Räthseln, und ohne mich aufzuklären ängstigen Sie mich nur!"

„Sehr wahr, gnädigste Frau," entgegnete Onno, die Hand an seine blasse und doch heiße Stirn legend. „Ohne daß ich Sie unterrichte, können Sie auch nicht fassen, daß ich mich von einem Gefühl rein menschlicher Theilnahme fortreißen lassen konnte.... Kommen wir also der Sache näher.... Doctor am Ende ging eben von Ihnen, nicht wahr?"

„Ich hatte eine kurze Unterredung mit ihm und habe

ihm Vorwürfe gemacht, daß er oft so säumig, so nachläs-
sig ist."

„Er wird von Vielen in Anspruch genommen, gnä-
dige Frau, am Meisten aber beschäftigt ihn seit einiger
Zeit eine Einrichtung, die er sehr geheim hält."

„Wahrscheinlich ein nur ihm anvertrautes Geheimniß,
lieber Straßberg!"

„Es vergeht kein Tag, an welchem der Doctor nicht
das Irrenhaus besucht."

Cordelia schloß die Augen, als blende sie ein uner-
träglicher Lichtglanz.

Onno gewahrte, daß sie unmerklich zitterte.

„Er hat es mir selbst gestanden, gnädigste Frau,"
fuhr der Regiments-Auditeur fort, „und obwohl ich den
Namen der Person, für welche jene Einrichtungen getrof-
fen werden, nicht von dem Doctor erfahren habe, kann
ich doch keinen Zweifel mehr darüber hegen, seit Bran-
dini . . ."

„Sie haben Brandini gesprochen?" unterbrach Cor-
delia den Regiments-Auditeur. „Sie haben sich von ihm
täuschen lassen? . . . Glauben Sie ihm kein Wort! . . .
Alles in dem Manne ist Lüge, wenn er sieht, daß nicht
Alle seine Tyrannei mit ewigem Gleichmuth ertragen!"

Die Gräfin war so heftig und laut geworden, daß
sie über den Klang ihrer eigenen Stimme erschrak und

plötzlich abbrach. Nach einer kleinen Pause fragte sie Onno ganz leise:

„Was hat Ihnen Brandini vorgeschwatzt, lieber Straßberg? Sie würden mich ernsthaft erzürnen, wenn Sie mir auch nur ein Wort davon verschwiegen!“

„Ich habe keine Ursache zu verschweigen, was ich weiß oder doch gehört habe, gnädigste Frau,“ versetzte Onno, dem die heftige Aufwallung der Gräfin die eigene Ruhe wiedergab. „Verlangt es doch meine amtliche Stellung, daß ich rede, um den Ursprung gewisser eben so unheimlicher, als schrecklicher Gerüchte zu erforschen. Brandini war kaum drei Stunden bei mir und hat mir eine Mittheilung gemacht, von der Sie, gnädigste Frau, ebenfalls Kenntnisse haben müssen. Dieselbe betraf den Fähndrich Brand . . .“

Onno machte absichtlich eine Pause, um die Wirkung seiner Worte auf die Gräfin zu beobachten.

Cordelia aber verzog keine Miene, sondern zeigte nur eine lebhafte Begierde, von dem Regiments-Auditeur noch mehr zu erfahren.

„Nach dieser Mittheilung ist Fähndrich Brand dem Grafen von Eboldsheim nahe verwandt,“ fuhr Onno fort.

„Meinem Gemahl doch wohl nicht?“ fiel Cordelia mit zauberhaftem Lächeln ein.

„Insofern die Verwandtschaft des jungen Fähndrich mit Fräulein Leontine Aldobrandini eine so nahe sein soll, daß sich eine viel nähere kaum denken läßt, bin ich genöthigt anzunehmen, daß auch der Herr Graf Hannibal von Eboldsheim mit dem genannten jungen Manne in einer nicht sehr fernen verwandtschaftlichen Beziehung steht."

Cordelia lächelte ironisch, indem sie erwiederte:

„Hat Ihnen der alte Schwätzer nicht auch noch erzählt, daß die Mutter Leontine's in Loretto auf eigenthümliche Weise gestorben sei und zwar in Folge der Beichte einer ihrer Kammerfrauen, die sich vor dem Herannahen des Todes fürchtete? Es ist dies eine sehr interessante Geschichte," fuhr sie, ihre alabasterweißen Finger häufig verschlingend und wieder lösend, fort, „schade nur, daß sie von Niemand bewiesen werden kann. Selbst Seine Excellenz, der ziemlich stark im Glauben an Unmögliches ist, will nichts davon wissen."

„Um Vergebung, gnädigste Frau," entgegnete Straßberg, „Brandini war bei mir, um für seinen — ich wollte sagen, um für den Fähndrich Brand im Auftrage Seiner Excellenz zu bitten ..."

„Hat sich der junge Mann zu Thorheiten verleiten lassen?"

„Das nicht, wohl aber wollte er Andere hindern,

Thorheiten unvorsichtig auszuplaudern und ihnen dadurch die Farbe der Wahrheit zu leihen."

Die Gräfin schloß abermals einige Secunden lang die Augen und zeigte darauf dem Regiments-Auditeur wieder ein unbefangen lächelndes Gesicht.

„Fahren Sie fort, lieber Straßberg!" sagte die Gräfin mit lächelndem Gesichte. „Ich habe es gerne, daß man mich unterrichtet, wenn ich mir auch einigen Zwang anthun muß, Gerüchte, die ich längst für erloschen hielt, noch einmal wie gespenstisch leuchtende Schatten über Gräbern einen phantastisch barocken Reigentanz halten zu sehen."

„August Brand vernahm aus dem Munde eines sehr geachteten Cameraden," erwiederte der Regiments-Auditeur, „daß Seine Excellenz zu gleicher Zeit . . ."

„Halten Sie ein, Straßberg!" unterbrach ihn Cordelia mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Es ist eine Schändlichkeit, dem braven Manne ein solches Verbrechen anzudichten!"

„Davon bin ich überzeugt, gnädigste Frau, und weil auch der Fähndrich es war, kam es zwischen ihm und dem Verläumder zur Herausforderung."

„Die beiden Unbesonnenen dürfen sich nicht schlagen," sprach Cordelia aufstehend. „Sie müssen das hintertreiben, Straßberg! Sie können es ja, wenn Sie wollen, Sie sind sogar dazu verpflichtet."

„Das beabsichtigte Duell unterbleibt, weil der Geforderte sich absentirt hat.“

Die Gräfin lächelte verächtlich und murmelte, ihre schönen Augen schließend:

„Feige Memme!“

„Den Vorwurf der Feigheit, gnädigste Frau, dürfen wir dem Geflüchteten nicht machen,“ fuhr Onno von Straßberg fort. „Es war soldatische Geradheit und Achtung vor den hohen Verdiensten Seiner Excellenz, welche den jungen Mann zu dem Entschlusse brachten, lieber seine Carriere zu opfern, als eine hochangesehene Familie unglücklich zu machen. Ehe sich aber Lieutenant Frühauf entfernte, suchte er den vertrauten Diener seiner Excellenz auf, erzählte diesem der Wahrheit gemäß das Vorgefallene und erklärte, seine Aussage vor aller Welt aufrecht zu erhalten, bis man ihm beweise, daß er von einem in böswilliger Absicht ausgestreuten Gerücht getäuscht worden sei.“

Cordelia konnte die ihr gewaltsam in die Augen stürzenden Thränen nicht mehr zurückhalten. Ihre Zuversicht, ihr Stolz wichen einer tiefen Erschütterung, unter deren Eindruck die weibliche Schwäche offen hervorbrach.

„O daß es auch dazu kommen mußte!“ rief sie geängstigt aus. „Hätte ich doch längst schon den Rath des Doctors befolgt!“

Onno schwieg eine Weile, um die Gräfin sich wieder fassen zu lassen. Dann ergriff er abermals das Wort.

„Der Wunsch, sowohl Ihnen, gnädigste Frau, wie dem ganzen Hause Eboldsheim zu dienen und dasselbe vor allem Unheil zu bewahren, hat mich zu Ihnen geführt. Ich konnte mich direct an den Grafen wenden, aber ich wollte jede heftige Scene vermeiden. Seine Excellenz, dessen Gemüthsart ich nicht genügend kenne, hätte mich schnöde abweisen, vielleicht auch durch ein heftiges Wort unversöhnlich beleidigen können. Von Ihnen, gnädigste Frau, hatte ich eine Beleidigung nicht zu befürchten. Ich wußte im Voraus, daß ich Sie tief aufregen, daß ich Sie vielleicht momentan unglücklich machen würde. Aber ich bin auch überzeugt, daß Sie mir trotz des Kummers, den ich Ihnen verursachen muß, doch verzeihen, ja daß Sie mir wahrscheinlich eines Tages für diese peinvolle Stunde mit aufrichtigem Herzen danken werden.“

Cordelia hatte noch nicht so viel Ruhe gewonnen, um antworten zu können.

Onno von Straßberg fuhr fort:

„Ich wende mich mit der Frage an Sie: Bis zu welchem Grade sind die Gerüchte begründet, deren Gegenstand seine Excellenz geworden ist? Können und dürfen Sie darüber Aufschluß geben oder ist Brandini der ein-

zige Mensch, welcher den Schleier von einem Familiengeheimnisse ziehen würde, falls man ihn dazu zwänge?"

„Hat Brandini etwas Derartiges geäußert?" gegenfragte schüchtern die Gräfin.

„Ich schließe es aus Andeutungen, die er fallen ließ. Es war darin von Drohungen des Doctors die Rede."

Cordelia faßte alle ihre Kraft zusammen.

„Lieber Straßberg," versetzte sie, „ich freute mich Ihrer Bekanntschaft vom ersten Tage unseres Zusammentreffens an, und ich habe Sie seitdem schätzen gelernt. Wahrscheinlich hätte ich Sie eines Tages, wenn wir durch längeren Verkehr uns gegenseitig ergründet, mit einem Ereigniß bekannt gemacht, das außer den Mitgliedern der Familie Eboldsheim und deren nächsten Verwandten Niemand kennt, das aber leider theils durch Schuld meines Schwiegervaters, theils und vornemlich durch den Eigensinn Brandini's nicht völlig geheim gehalten wurde. Mehr vermag ich in diesem Augenblicke nicht zu sagen. Ich bedarf der Ruhe, der Sammlung, ehe ich Ihnen vollen Aufschluß geben kann. Auch muß ich zuvor mit Hannibal und Leontine Rücksprache nehmen, denn ich kann unmöglich die Folgen berechnen, welche sich an die Enthüllung dieses Famliengeheimnisses knüpfen dürften. Lassen Sie mich jetzt allein, lieber Straßberg! Sobald ich einig mit mir selbst geworden bin, werde ich zu Ihnen schicken."

Was sollte Onno thun? Die Bitte der Gräfin nicht zu erfüllen, würde Thorheit gewesen sein; sie zu zwingen, besaß er ohnehin kein Mittel. Er wünschte nur ein Gerücht zu vernichten, das, verbreitete es sich weiter, zu den unliebsamsten Erörterungen führen und selbst, wenn es nur aus Erfindungen bestand, doch mehr als ein Mitglied der Familie Eboldsheim compromittiren mußte.

XI.

Es beginnt zu dämmern.

Onno's Wißbegierde sollte noch früher gestillt werden, als er erwartet hatte, denn noch vor Abend ward er durch ein Billet Cordelia's, das offenbar in ängstlicher Eile geschrieben war, in das alte Palais beschieden.

Er zögerte keine Secunde. Unterwegs dahin überholte ihn der Wagen des Doctors.

Am Ende erkannte den Regiments-Auditeur und ließ halten. Mit auffallender Freundlichkeit ersuchte er Straßberg einzusteigen. Dieser zögerte nicht, der Aufforderung des Arztes Folge zu leisten.

„Wir haben einen und denselben Weg, Herr von Straßberg," sagte er zu Onno, „und wenn wir zu glei-

cher Zeit in dem Palais anlangen, ist es vielleicht noch besser. Sie sind doch unterrichtet?"

„Im Gegentheil, ich hoffe unterrichtet zu werden! Ihnen lieber Doctor, habe ich wohl stilles Unrecht abzubitten?"

„Damit hat es gute Wege," erwiederte mit erzwungener Heiterkeit der Arzt. „Unsere erste Pflicht ist, Unglück zu verhüten, und soll uns dieß noch gelingen, so müssen wir mit unseren Herzensergießungen wohl noch einige Zeit zurückhalten. . . . . Aber, Gott Lob, da sind wir ja schon!"

Der Wagen rollte durch das finstere Portal des Hotel Eboldsheim.

Graf Hannibal stand, des Arztes harrend, bereits am Aufgang zur Treppe und öffnete eigenhändig den Schlag. Als er Onno's ansichtig ward, flog ein Schimmer von Heiterkeit über sein blasses Gesicht und er sagte, indem er ihm freundlich die Hand reichte:

„Willkommen! Herzlich willkommen, lieber Straßberg! Ich hoffe, wir sehen noch alle fröhliche Tage."

„Ich komme doch nicht zu spät?" fragte der Doctor.

„Gott sei Dank, nein! Es gelang uns, den Unglücklichen zu entwaffnen . . . Augenblicklich ist er ungefährlich. Zuerst bedarf Leontine Ihres Beistandes . . .

Sie will sich durch nichts beruhigen lassen, und wüthet in ihrem leidenschaftlichen Schmerze gegen sich selbst."

Onno fühlte seine Beine zittern, als er die Treppe erstieg.

Am Eingange zum Corridor drückte ihm Graf Hannibal die Hand und sagte:

„Gehen Sie voraus! Meine Frau erwartet Sie. Ich komme sogleich nach!"

Straßberg ging wie ein Träumender den Corridor hinab und trat in das Boudoir Cordelia's.

Die Gräfin war nicht allein. In einer Fensternische neben einander erblickte Onno den alten Diplomaten und den Fähndrich August Brand. Sein Eintritt unterbrach das lebhafte Gespräch, in welches sich der Gönner des jungen Mannes mit diesem vertieft hatte.

Cordelia ging unruhig im Zimmer auf und nieder, das sie in verschiedenen Richtungen durchkreuzte. Als sie den Regiments-Auditeur gewahrte, lächelte sie schmerzlich und streckte ihm beide Hände entgegen, indem sie tief bewegt ausrief:

„Verzeihung, lieber Straßberg! Ich hätte Ihnen und uns Allen viele trübe Stunden erspart, wenn ich weniger zurückhaltend gewesen wäre! . . . Jetzt bin ich nicht

mehr stolz, und deßhalb fällt es mir nicht schwer, Sie um Verzeihung zu bitten."

Onno gerieth dieser sanft bittenden Frauengestalt gegenüber in Verlegenheit, da ihm jeder Anknüpfungspunkt zn einer passenden Anrede fehlte.

Zum Glück trat in diesem Augenblicke Graf Hannibal ein und zog den Regiments-Auditeur sogleich zu seinem Vater.

„Hier ist der Mann," sagte er, „dem wir zunächst unsern Dank aussprechen müssen. Ohne sein Dazwischentreten hätten wir die gegenwärtige Stunde wahrscheinlich nicht in der Hoffnung erleben können, daß uns nun in Zukunft kein neues Unheil droht."

„Aber bester Herr Graf," fiel nach dieser Bemerkung Onno ein, „was habe ich denn eigentlich Großes gethan, daß Sie mich mit so unverdienten Lobsprüchen überhäufen?"

„Die beste und bündigste Antwort wird Ihnen auf diese Frage mein armer Vater geben," erwiederte Graf Hannibal. „Doctor am Ende hat Sie absichtlich getäuscht, um sich freie Bahn zu halten und dem eigentlichen Ursprunge des Uebels, das so lange an der Wurzel unseres Stammbaums nagte, auf die Spur zu kommen. Daß ihm dieß gelang, dafür eben sind wir Ihnen zu größtem Dank verpflichtet."

Auf dem Corridor hörte man laut sprechen. Onno erkannte die Stimme des Doctors am Ende.

„Es ist Leontine!“ sprach aufathmend die Gräfin. „Daß sie den Doctor begleitet, ist mir ein sicherer Beweis für die Versöhnlichkeit ihres Herzens. Grollte sie uns, grollte sie insbesondere mir, so könnte ich das lange zurückgesetzte Geschöpf deßhalb nicht tadeln, denn zurückgesetzt fühlen muß sie sich, wenn sie auch einsehen wird, daß Alles, was ihr zugemuthet ward, zu ihrem eigenen Besten geschah.“

Leontine, weiß gekleidet wie an dem Abende, wo Onno sie zuerst kennen lernte, trat, von dem Arzte geführt, in Cordelia's Boudoir und schritt, ohne die Uebrigen zu beachten, sogleich auf den Grafen Ottfried von Eboldsheim zu, der sie ohne Wiederstreben in seine Arme schließen durfte.

Doctor am Ende blickte die Gräfin zufrieden lächelnd an, indem er ihr leise zuflüsterte:

„Das Kind ist jetzt auf gutem Wege. Ich überlasse Ihnen insgesammt die fernere Leitung *desselben*, und wende mich dem Manne zu, der am meisten zu bedauern ist, weil wir ihn doch niemals glücklich und zufrieden machen können.“

„Thun Sie ihr Bestes, Doctor!“ sagte bittend Cor-

delia und näherte sich dem Grafen, der noch immer die schluchzende Leontine in seinen Armen hielt.

„Erlaubst Du jetzt, daß ich Dich Tochter nenne?" fragte die alte Excellenz, als Leontine sich erhob und ihre von Thränen noch schwimmenden Augen nach dem Fähndrich schweiften, der bescheiden einige Schritte zurückgetreten war und seine linke Hand auf die Schulter des Grafen Hannibal legte.

„Gewiß dürfen Sie es," lispelte Leontine, die Rechte des Fähndrichs erfassend. „All' dieser Zwiespalt, diese künstlich genährte Entfremdung verwandter Gemüther würde unterblieben sein, wenn ..."

„Wenn die Diplomaten nicht auch zuweilen ganz eben so ehrliche Leute wären, wie die schlichtesten Bürger," fiel Graf Ottfried ein. „Ich hatte Brandini zu schweigen gelobt in einer überheißen Aufwallung meines Herzens. Zu spät sah ich ein, daß ich mein Gelübde nur auf Kosten meines eigenen inneren Glückes würde halten können, und suchte ihn zu bewegen, meines Wortes mich zu entbinden. Er that es nicht, und weil ich mir selbst treu bleiben wollte, auch im Stillen an der Hoffnung festhielt, Brandini werde seine Ansichten eines Tages ändern oder irgend ein glücklicher Zufall könne mir zur Hilfe kommen, so ließ ich still duldend geschehen, was ich einseitig nicht verhindern konnte."

„Und so lernte ich Sie fürchten, statt lieben," unterbrach Leontine den Grafen, indem sie ihn auf's Neue umarmte.

„Und ich unterstützte Deine Abneigung," fiel Cordelia ein, „ohne es zu wissen, weil ich die Pläne des Doctors nicht klar zu durchschauen vermochte und selbst in einem zweifelnden Schwanken fortlebte."

„Gott Lob, diese unselige Zeit liegt nunmehr hinter uns," ergriff jetzt Graf Hannibal das Wort. „Sie aber lieber Straßberg, müssen Anstalten treffen, daß der Unvorsichtige, der alle diese Wandlungen, ohne es zu ahnen, hervorgerufen hat, wieder aus seinem freiwilligen Exil zurückkehrt. Hoffentlich wird dieß nicht mit gar zu großen Schwierigkeiten verbunden sein, da mir Ihr Freund, der Rath Frühauf, vor Kurzem eine vertrauliche Mittheilung machte, die auch zu Anderer Kenntniß kommen darf, sobald der Zeitpunkt, das Schweigen zu brechen, nicht mehr fern ist."

„Das Haus Eboldsheim darf jederzeit über mich verfügen," sagte Onno von Straßberg. „Daß ich uneigennützig bin, glaube ich in dieser noch immer nicht ganz aufgeklärten Angelegenheit, welche den Glücksstern der Ebolsheim in dichte Nebel hüllte, bewiesen zu haben. Allein ich muß, ehe ich mich zu weiteren Dienstleistungen verpflichte, um dasselbe Vertrauen bitten, das ein Mann

genießt, dessen Talent, zu jeder Zeit ein doppeltes Gesicht zu zeigen, mich irre machte auch an Denen, deren Herzen ich doch besser zu kennen glaubte."

„So recht, Herr von Straßberg, immer schimpfen Sie!" rief hinter ihm Doctor am Ende, der inzwischen geräuschlos wieder eingetreten war. „Der Mann mit den leicht verschiebbaren Gesichtsmuskeln bin ich; leider verlangt sehr häufig unser Beruf dieß — ich gebe es zu — gefährliche Muskelspiel. Aber ich will Sie beruhigen und vollkommen aufklären, indem ich Seiner Excellenz die Erlaubniß gebe, die volle und ganze Wahrheit zu sagen!"

„Ich darf es?" sprach Graf Ottfried sichtbar bewegt. „Und Brandini?"

„Der alte Herr ist auch damit zufrieden. Es gelang mir, ihm so eindrücklich vorzusprechen und ihm die Einrichtung gewisser Räumlichkeiten, deren Besichtigung mir den Herrn Regiments-Auditeur beinahe zum Feinde gemacht hätte, mit so anziehenden Farben zu schildern, daß er es vorzieht, lieber seine bescheidene Stellung in diesem alten Palaste beizubehalten, als sie mit den eleganten Zimmern zu vertauschen, welche im entgegengesetzten Falle dem Marchese Aldobrandini sich öffnen würden."

Doctor am Ende gab Gräfin Cordelia einen Wink,

worauf diese zu Leontine trat und leise mit derselben flüsternd das Zimmer verließ.

Die Zurückbleibenden gruppirten sich um den Grafen Ottfried, worauf dieser folgende Episode aus seinem Leben erzählte.

XII.

Aufklärung.

Graf Ottfried von Eboldsheim begann folgende Erzählung:

„Vor beiläufig einigen zwanzig Jahren lebte ich als Minister-Resident in Florenz. Ich stand damals gerade in dem Alter, in welchem man Alles, was Welt und Gesellschaft an Genüssen zu bieten vermögen, so recht mit allen Organen zu erfassen pflegt. Natur und Kunst fordern in Florenz mehr wie anderwärts zu geistigen Genüssen mannichfachster Art auf, und da ich mit Arbeiten niemals überhäuft war, so widmete ich die meiste freie Zeit entweder den Studien der reichen Kunstschätze jener unvergleichlichen Residenz, oder ich machte bald kürzere, bald längere Ausflüge in die herrliche Umgegend. Meine immerwährende Begleiterin auf diesen stets belehrenden kleinen Erholungsreisen war meine Schwester, die schon seit meiner Ver-

heirathung in meinem Hause lebte. Sie verehrte die Kunst enthusiastisch und konnte durch ihre schwärmerischen Auslassungen Anderen sogar manchmal lästig werden. Dieser Enthusiasmus der jungen Dame machte bald von sich sprechen, und obwohl sie auf den Ruf einer Schönheit keinen Anspruch machen konnte, erregte sie doch Aufsehen und ward von Vielen ausgezeichnet. Ich sah ein, daß es besser sei, die Schwester zur Abreise zu bewegen, sagte ihr meine Gründe und überzeugte sie auch bald. Der Tag der Abreise ward festgesetzt, vorher aber veranstaltete ich noch ein solennes Fest, zu welchem alle diejenigen vornehmen Persönlichkeiten, mit denen ich in nähere Beziehungen getreten war, Einladungen erhielten. Unter diesen befand sich Marchese Aldobrandini, ein Mann von ungefähr gleichem Alter mit mir. Er galt für reich, zeichnete sich durch eine Fülle seltener Kenntnisse aus, war gegen alle Damen bezaubernd galant, stand aber allgemein in dem Rufe einer mehr als gewissenlosen Flatterhaftigkeit. Dieser Mann, zu dem ich mich — ich weiß eigentlich nicht, weßhalb — hingezogen fühlte, unterhielt sich auch gern mit meiner Schwester, ohne dieselbe mehr als Andere auszuzeichnen. Bei dem Abschiedsfeste machte er Allen, die es hören wollten, ganz unbefangen die Mittheilung, daß er gleichfalls Florenz verlassen werde. Es konnte Niemand auffallen, daß ein reicher, unabhängiger

Mann, der an ein wechselvolles Leben sich gewöhnt hatte, wieder auf Reisen gehen wolle. Meine Schwester, von einer zuverlässigen Kammerfrau und einem gesetzten Diener begleitet, verließ die Hauptstadt Toscana's auf der großen über den Appenin führenden Straße, und zwar in bester Stimmung. Es war zwischen uns ausgemacht worden, daß sie in Mailand oder Venedig, wohin es sie nun am Meisten ziehen werde, einige Wochen sich ausruhen und erst, wenn sie in einer dieser Städte eingetroffen sein würde, mit mir in einen regelmäßigen Briefwechsel treten solle. Es konnte mir nicht auffallen, daß mehrere Wochen ohne Nachrichten vergingen. Ich kannte ja meine enthusiastische Schwester und wußte, daß, schwelgte sie erst in neuen Kunstgenüssen, sie auch zur Abfassung eines kurzen Billets keine Zeit fand. Zufällig ward ich gerade in dieser Zeit genöthigt, Florenz auf mehrere Monate zu verlassen, die ich theils in Rom, theils in Neapel zubrachte. Ich meldete diese freilich nur vorübergehende Ortsveränderung meinen Anverwandten in der Heimat und fügte die Bitte hinzu, auch meine Schwester davon zu benachrichtigen . . . Beinahe drei Vierteljahre vergingen nun unter fortwährenden Arbeiten, die mich ganz in Anspruch nahmen. Durch die dritte Hand erfuhr ich inzwischen, daß die Schwester in Padua erkrankt sei, ziemlich lange daselbst habe verweilen müssen und nach erfolgter

Genesung einen Aufenthalt in dem stolzen Genua, der bedenklichen Lagunen-Atmosphäre Venedigs vorziehe. Diese Nachrichten beruhigten mich . . . Ich kam wieder nach Florenz, fand aber noch immer keinen Brief von meiner Schwester. Jetzt befiel mich pötzlich ein Gefühl der Bangigkeit, das mich in fortwährender Aufregung erhielt. Ich schrieb nach Padua, nach Genua, an die Familie. Von keinem Orte traf Antwort ein: Endlich nach abermals vollen sechs Monaten, während ich als Gesandter nach Neapel versetzt wurde, erreichte mich die niederschlagende Kunde von dem Verschwinden meiner Schwester! Die Spur der Unglücklichen ließ sich bis über die Gränzen Sardiniens verfolgen. Dort in dem gebirgigen Landstriche, welchen die Straße nach Genua durchschneidet, ging sie verloren, und alle Bemühungen, sie wieder aufzufinden, blieben erfolglos. Die Arme konnte verunglückt, von Räubern angefallen und ermordet oder auch in irgend einen unzugänglichen Versteck entführt worden sein. Alle Mittel, die mir zu Gebote standen, wurden angewandt, allein die Schwester blieb verloren. Wir alle legten Trauer um sie an und beweinten sie als eine Todte . . . Wieder vergingen drei Jahre. Der harte Schlag, der mich betroffen hatte, war fast verschmerzt. Ich selbst lebte in den glücklichsten Verhältnissen, wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft und sah mit Stolz meinen Sohn sich

in erfreulichster Weise entwickeln. Da ward ich durch einige italienische Freunde aufgefordert, mit ihnen zugleich den berühmtesten Wallfahrtsort der Halbinsel, das heilige Haus in Loretto zu besuchen. Es war um die Zeit, wo der anmuthig gelegene Ort von gläubigen Pilgrimen wimmelt, und es kostete Mühe, ein anständiges Unterkommen zu finden. Durch unsere Verbindungen mit der römischen Geistlichkeit gelang dieß jedoch über Erwarten gut, und ich verlebte mit meinen Freunden einige ebenso interessante als genußreiche Tage . . . Schon rüstete ich mich wieder zur Abreise, als ein Unbekannter mich zu sprechen begehrte. Man sagte mir, der Fremde trage Pilgerkleider und scheine aus Jerusalem zurückzukommen. Er habe mich schon in Neapel aufsuchen wollen und sei nur deßhalb nach Loretto gereist, weil er erfahren habe, daß er mich hier treffen werde . . . Ich mußte sogleich an meine verschollene Schwester denken und beschied den Pilger zu mir. Es war ein Mann, den Kummer und Schmerz mehr als die Jahre drückten. Schon daß er mich kannte, frappirte mich, als er aber seinen Namen nannte und mir untrügliche Beweise einhändigte, aus denen ich die Indentität der Person erkannte, als die er sich mir vorstellte, erfaßten mich Staunen und Entsetzen. Der Diener, welcher meine Schwester bei ihrer Abreise aus Florenz begleitet hatte, stand vor mir. Seine Mittheilungen erschütterten

mich dergestalt, daß ich ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Mein Aussehen mochte wohl selbst dem Arzte besorgnißerregend vorkommen, denn ich vermuthete aus seinen Anordnungen, daß er mich mehr für gemüthskrank, als für körperlich leidend halte . . . Schon auf der Straße über den Appenin — so berichtete der Diener — hatte sich der Marchese Aldobrandini zu meiner Schwester gesellt, um sie fortan nicht wieder zu verlassen. Ob zwischen ihr und diesem gefährlichen Manne ein geheimes Abkommen von früher bestand, konnte ich auch später nicht ermitteln, doch muß ich es annehmen, da es erwiesen wurde, und sowohl der Diener, wie die meiner Schwester beigegebene Kammerfrau eidlich erhärteten, daß die arme Verblendete ohne Widerstreben in eine heimliche Vermählung willigte. Diese ward in Padua vollzogen und den einzigen dabei anwesenden Zeugen, dem Diener und der Kammerfrau, das tiefste Schweigen auferlegt."

Graf Ottfried von Edoldsheim machte eine Pause, worauf er fortfuhr:

„Nach den weiteren Aussagen des sehr entkräfteten Pilgers waren die Flitterwochen den heimlich Vermählten sehr glücklich verlaufen. Bald aber stellten sich Mißhelligkeiten ein, die ihre Quelle in der Charakterlosigkeit des Marchese hatten. Vielleicht wäre meine Schwester noch

eine Zeit lang über den wahren Charakter ihres leichtsinnigen, verschwenderischen und — ich muß es leider sagen — gewissenlosen Gatten getäuscht worden, hätte nicht sein Halbbruder, der schon längst in Feindschaft mit dem Marchese lebte, der Unglücklichen die Augen geöffnet — zu früh für ihre Ruhe und für das nur noch kurze Glück ihres bereits gründlich zerstörten Lebens! . . . Mit diesem Bruder lag der Marchese Jahre lang im Prozeß, der von den Rechtsbeiständen beider Parteien aus nahe liegenden Gründen in die Länge gezogen wurde. Antonio war älter als der Gemahl meiner Schwester, und der Sohn einer Schweizerin aus guter Familie, welche der Vater Aldobrandini's zu seiner Gemahlin erheben wollte. Der Einspruch der Familie und geistliche Einmischung machten dieß unmöglich. Die Getäuschte mußte entsagen und — ward entfernt. Antonio aber, den der alte Marchese auf seine Kosten erziehen ließ, blieb die Geschichte seiner Geburt nicht verborgen. Die Mutter hatte für das Kind, von dem man sie gewaltsam trennte, Documente in sichere Hände hinterlegt, die ihrem Sohne dereinst von großem Nutzen sein mußten. Diese Documente wurden Antonio eingehändigt, als er großjährig wurde, und aus ihnen erfuhr er, daß er nicht nur Ansprüche auf einen großen Vermögenstheil seines inzwischen verstorbenen

Vaters habe, sondern daß er eigentlich Aldobrandini, nicht, wie man ihn allgemein nannte, Brandini heiße ..."

„O ich begreife!" unterbrach Onno den Erzählenden. „Dieser Halbbruder des Marchese lebt noch und noch heute will er auf seine Rechte nicht verzichten!"

„Sie kennen den Mann, dem kein beneidenswerthes Loos gefallen ist," fuhr der Graf ruhig fort. „Brandini war es, der meiner Schwester seine eigene Geschichte erzählte, sie über den Charakter des Marchese aufklärte. Die schrecklichste Mittheilung für die Unglückliche bestand aber darin, daß Brandini ihr bewies, der Marchese sei schon seit geraumer Zeit mit einer schönen, aber armen Sicilianerin verlobt, die nicht von ihm lassen werde und die er bereits selbst nach Genua geleitet habe, damit sie hier ihre Ansprüche gegen den Treulosen geltend machen könne. Es waren schreckliche Scenen, die sich nunmehr zwischen den beiden Gatten zutrugen. Meine Schwester fühlte sich in tiefster Seele beleidigt, und im Ringen mit Liebe, Eifersucht und Haß rieb sie sich geistig und körperlich auf. Dennoch hoffte sie noch und begehrte, um einen Entschluß fassen zu können, die Sicilianerin selbst zu sprechen. Brandini hatte nichts dagegen, obwohl der Marchese Alles aufbot, eine Zusammenkunft der beiden leidenschaftlichen Frauen zu hintertreiben. Es gelang ihm nicht. Unterstützt von Brandini reiste die Betrogene

ohne Wissen des Marchese, begleitet nur von Bedienten und Kammerfrau, ab, um auf dem kürzesten Wege nach Genua zu gelangen. Der wüthende Marchese, dem ihre Entfernung nicht lange verborgen bleiben konnte und der sogleich den ganzen Plan durchschaute, verfolgte die Flüchtigen. In einer engen Gebirgsschlucht ereilte er sie des Nachts. Seine Diener fielen den Pferden gleich Räubern in die Zügel, Waffen blinkten, Kugeln pfiffen herüber, hinüber, und eine derselben traf meine arme Schwester. . . . . Da ergriff Brandini eine wahre Berserkerwuth. Er warf sich auf den Marchese, er rang und kämpfte mit ihm und ein Dolchstoß warf ihn zu Boden. Während die Diener ihrem Herrn zu Hilfe eilten, jagte Brandini mit dessen ohnmächtiger Gattin davon und entkam glücklich den Verfolgern. . . . . Von jener Stunde an war und blieb der Marchese verschwunden, und dennoch lebte sein Name fort. Brandini, dem Verschollenen ähnlich, nannte sich längere Zeit Aldobrandini, pflegte dessen Gattin, die er für sein eigenes Weib ausgab, mit Sorgfalt und wußte mit großem Geschick allen Nachforschungen, die dennoch nicht unterbleiben konnten, auszuweichen . . .

„Meine Schwester jedoch büßte ihre Leichtgläubigkeit wenige Monate später mit dem Leben. Die Geburt einer Tochter rieb ihre Kräfte vollends auf. Sie starb auf

der Ueberfahrt von Genua nach Palermo, wohin Antonio Brandini Mutter und Kind in Sicherheit bringen wollte, um dann mit neuer Kraft den ruhenden Rechtsstreit wieder aufzunehmen und sich aller Güter der Aldobrandini zu bemächtigen. Auch hoffte er in Sicilien die verlassene Braut seines Halbbruders zu finden, die er in Genua vergeblich suchte. Mit dieser jetzt ein Abkommen zu treffen, schien dem ränkevollen, ehrgeizigen und stolzen Manne am zweckmäßigsten zu sein; denn er zweifelte nicht, daß es ihm glücken werde, seinen solange gehegten Plan, als Marchese in der Gesellschaft auftreten zu können, durchzuführen. Der unerwartete Tod meiner Schwester machte auch diesen Anschlag zu nichte. Aber trotzdem verzweifelte Brandini nicht. Das Kind lebte ja, und dieses Kindes bemächtigte sich der unternehmende Mann. Zuvor aber entließ er Diener und Kammerfrau der Verstorbenen und nahm Beiden noch einen Eid ab, der sie abermals zu ewigem Schweigen verpflichten sollte. Sie mußten den Pseudo-Marchese verlassen und niemals sind sie demselben wieder begegnet.

„Das ungefähr war der Inhalt der Eröffnungen" — fuhr der Graf nach einer abermaligen kurzen Pause fort — „die mir der Pilger machte. Sein Gewissen hatte ihm keine Ruhe gelassen, sagte er mir; erst, nachdem er durch die Beichte sein Herz erleichtert fühlte und der

Priester ihn des erzwungenen Eides entbunden hatte, war sein erster Gedanke, mich aufzusuchen und von den betrübenden Ereignissen zu unterrichten. Er starb noch während meiner Anwesenheit in Loretto. Die Kammerfrau überlebte ihn, nach später mir zugegangenen Nachrichten, nur um einige Monate. Sie hatte die Heimat erreicht, ihre Erlebnisse aufgezeichnet und dieselben versiegelt ihrer noch lebenden Mutter mit dem ausdrücklichen Befehle übergeben, sie an mich auszuliefern. Letzteres geschah erst vor wenigen Jahren, wahrscheinlich in Folge eines Mißverständnisses oder eines Gedächtnißfehlers; denn die absichtliche Zurückhaltung der nur für unsere Familie wichtigen Aufzeichnungen wäre in jeder Beziehung zwecklos gewesen. . . . In sehr gedrückter Stimmung kehrte ich nach Neapel zurück. Hier harrte meiner bereits Antonio Brandini mit der Tochter meiner verstorbenen Schwester. Der schlaue Mensch hatte seine Rolle vortrefflich eingeübt. Leontine nannte ihn Vater, er selbst gab das liebliche Kind für seine Tochter aus, verschwieg aber mir gegenüber keinen Augenblick die Wahrheit. Nach stundenlanger, geheimer Besprechung ward zwischen mir und Antonio Brandini ein Abkommen schriftlich aufgesetzt und gegenseitig unterzeichnet, kraft dessen ich die Pflichten der Erziehung meiner Nichte unter ihrem wirklichen Namen übernahm und Brandini versprach, ihn bis an sein Lebens-Ende

zu verpflegen, ihm das Vertrauen eines Freundes zu schenken und seine wirklichen Verhältnisse gegen Jedermann, auch gegen meinen eigenen Sohn zu verschweigen. Einen Abend in der Woche — Donnerstags, den Geburtstag Leontine's — mußte ich mich verpflichten, ihm allein zu schenken. Dann wollten wir bei verschlossenen Thüren der Vergangenheit gedenken, ich sollte ihn als Gleichgestellten behandeln, ihn Aldobrandini nennen und ihm gestatten, die ihm doch so nahe verwandte Leontine wirklich als solche betrachten zu dürfen. Sie werden mich einen Thoren schelten, daß ich mich willig finden ließ ein solches Abkommen gut zu heißen, und ich verdiene, daß man mich deshalb tadelt, der Consequenzen wegen, die möglicherweise daraus abgeleitet werden konnten. Allein, Sie dürfen auch nicht vergessen, daß ich körperlich und geistig sehr leidend war, daß Brandini mit seinen Vorschlägen mich überrumpelte, daß er mich unablässig drängte, und daß mir eigentlich gar kein Ausweg übrig blieb, wenn ich das Andenken meiner Schwester in Ehren halten und für das unschuldige Kind derselben standesgemäß sorgen wollte. Denn den Proceß mit der Familie Aldobrandini — das muß ich noch einschalten — hatte Antonio verloren! Er mußte sogar, um nicht zu gerichtlicher Verantwortung als Kindesräuber und muthmaßlicher Mörder seines Halbbruders gezogen zu werden, sich flüchten.

Als Diener in meinem Hause war er nun vor allen Nachforschungen sicher. Er blieb dann mein Vertrauter, sah Leontine, die er leidenschaftlich liebte, stets um sich, und konnte, was auch wirklich geschah, auf ihren Charakter, wie auf ihre geistige Entwickelung influiren.... Genug, ich fügte mich Antonio's Verlangen, behielt mir aber das Recht vor, Leontine, sobald sie zur Jungfrau herangereift sein würde, falls ich es für zweckmäßig erachten sollte, zu adoptiren und ihr alle Rechte einer wirklichen Tochter zu verleihen."

Graf Ottfried schwieg abermals und erzählte dann weiter:

„In den ersten Jahren unseres Zusammenseins blieb das ungewöhnliche Verhältniß ein ganz erträgliches. Brandini mußte sich schon aus Klugheit tiefes Schweigen zur Pflicht machen, und mir gebot nicht weniger die Ehre meines Hauses, einen Schleier über die Vergangenheit zu werfen, um diese den Blicken auch der Neugierigsten und Argwöhnigsten möglichst zu verbergen. Beides gelang vortrefflich, da ich nicht Anstand nahm, sowohl nahen wie fernen Verwandten von der Vermählung meiner Schwester mit dem Marchese Aldobrandini Anzeige zu machen. Ein unbesiegbarer Hang des Letzteren, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu schweifen, verbunden mit noch anderen Sonderbarkeiten, mußte das Ehepaar mir, wie

Anderen, aller Beobachtung entziehen. So erklärte sich auch das späte Eintreffen der Todesnachricht Beider, wie endlich die Zuführung des einzigen Kindes, das dieser übereilt geschlossenen Ehe entsprungen war. Brandini galt in und außer dem Hause bei Allen für einen höchst zuverlässigen Mann. Sein meistentheils ernstes, nicht selten sogar trübes Wesen, wie seine Verschlossenheit, fielen Niemand auf. Man erklärte sie sich aus der Anhänglichkeit an seine verstorbene Herrschaft und fand es rührend, daß der schon bejahrte Mann mit solcher Liebe an dem Kinde hing, das so früh zur Waise geworden war. Mit großer Schlauheit wußte Brandini die geheimsten Regungen meines Herzens zu erforschen, die ich ihm wohl zuweilen in unsern Donnerstagsgesprächen, wenn ich Antonio als meines Gleichen behandelte, ahnen ließ. Der Gebrauch, welchen er von diesen Erspähungen machte, war kein edler. Er benutzte sein Wissen, um Leontine gegen mich einzunehmen, sie mir zu entfremden, ja er lehrte sie mich fürchten. Zu spät, um dagegen einzuschreiten, gewahrte ich Leontine's wachsende Abneigung, die ich lange Zeit nur für Schüchternheit hielt ... Brandini bediente sich aber auch der Lüge, um seine geheimsten Absichten zu erreichen, die er vor mir auf das Sorgfältigste verbarg. So gelang es Antonio, meine Nichte glauben zu machen, ich trage größtentheils die Schuld

an dem frühen Tode ihrer Eltern, habe mich ihres Vermögens bemächtigt, um volle Gewalt über sie selbst zu erhalten, und mich seiner als eines Aufpassers zu entledigen. Von diesen Verläumdungen nichts ahnend, knüpfte ich mit meiner Nichte gerade um dieselbe Zeit Gespräche an, die ganz dazu geeignet sein mußten, sie in den Vorspiegelungen Brandini's zu bestärken, obwohl sie das Mädchen nur vorbereiten sollten, in mir nicht länger mehr den Oheim, sondern den Vater zu erblicken. Jetzt ging Antonio noch einen Schritt weiter, indem er, einzelne mir anhaftende Schwächen benutzend, diese in der Art ausbeutete, daß ein unerfahrenes junges Mädchen wohl sich dem Glauben hingeben konnte, ich werde schon seit geraumer Zeit von einer fixen Idee beherrscht. Es kam Vieles zusammen, um Brandini in seinen Intriguen zu unterstützen und seinen Behauptungen den Schein der Wahrheit zu leihen. Dabei brauchte er die Vorsicht, mich ebenfalls durch Zuflüsterungen in Unruhe zu versetzen, die mich zwangen, mein Benehmen gegen Leontine zu ändern und gerade dadurch das von mir so hochgeschätzte Mädchen in ihren von Antonio absichtlich genährten Befürchtungen zu bestärken. Eine Ahnung, daß ich bei Einzelnen nicht mehr für einen Menschen gelte, der körperlich und geistig vollkommen gesund sei, erhielt ich erst kurz vor der Verlobung meines Sohnes. Damals

ward ich von einem Freunde, der aber selbst schon irre an mir geworden war, weil ich ihm Leontine's seltsames Betragen mir gegenüber weder verbergen, noch erklären konnte, gewarnt. Ich wollte natürlich nicht daran glauben. Als mir nun aber der Freund versicherte, er theile mir nur mit, was sich heimlich die vornehme Welt erzähle, was selbst mein eigener Sohn nicht in Abrede stelle — denn dessen Braut sei von meiner stillen Geisteskrankheit schon vor ihrer Verlobung mit Hannibal in Kenntniß gesetzt worden — da befiel mich ein solcher Ekel gegen die Schmeicheleien und Heucheleien dieser ewig höflichen, devoten und doch innerlich so ungesunden Welt, daß ich sogleich um meine Entlassung aus dem Staatsdienste anhielt. Dieses Gesuch mußte an höchster Stelle Aufsehen erregen. Es war ganz unerhört in der Form und ließ sich nur dann entschuldigen, wenn man annahm, es ginge von einem geistig Kranken aus. Meine Absicht war verfehlt. Ich hatte auf Rücksendung meiner Eingabe und auf deren nähere Begründung gehofft, nicht, um im Staatsdienste zu bleiben, sondern um Gelegenheit zu finden, den grundlosen Gerüchten, die sich wie eine unglückschwangere Wolke über meinem Haupte zusammen zogen, entgegen zu treten. Statt dessen erhielt ich in den gnädigsten Ausdrücken meine Entlassung und — zog mich grollend in dieß mein altes Stammhaus zurück. Der

einzige Mensch, dem ich mich hier entdeckte, war dieser wackere Mann" — schloß Graf Ottfried seine Erzählung, indem er die Hand des Doctors am Ende herzlich drückte. — „Ihm verschwieg ich nichts, soweit ich selbst unterrichtet war. Da ich aber annehmen mußte, auch der Doctor werde mir nicht unbedingt glauben, schon weil dieß in seiner Stellung gewissenlos gewesen sein würde, so fügte ich die Bitte gleich mit hinzu, er möge uns Alle vorurtheilsfrei beobachten, namentlich aber meine Nichte, deren Benehmen gegen mich sich immer räthelhafter gestaltete. So lagen die Verhältnisse noch, als ein glücklicher Zufall uns mit Ihnen zusammenführte, Herr von Straßberg. Ich nenne diese Begegnung eine glückliche, weil sie Anlaß ward, Sie auf das Excentrische in unserm Familienkreise aufmerksam zu machen, was ja auch geschah. Doctor am Ende war genöthigt, Ihnen eine Erklärung zu geben. Wie diese lautete, davon ward ich unterrichtet, und da ich auch Kenntniß erhielt von Ihrer Unterhaltung mit Cordelia und Leontine, die ich wieder Brandini mittheilte, so gewann sowohl ich wie der Doctor nach und nach einen Ueberblick der sich kreuzenden Fäden, die sich zu einem Netz verschlangen, das mir verderblich werden mußte, falls es sich nicht auf die eine oder andere Weise zerreißen ließ."

„Lassen Sie mich diesen Mittheilungen, die hoffent-

lich dazu beitragen werden, alle Schatten, welche bis jetzt das alte Haus Eboldsheim umlagerten, baldigst und für immer zu verscheuchen, noch einige erläuternde Worte hinzufügen," fiel jetzt Doctor am Ende ein. „Brandini hat mir vor wenigen Augenblicken freiwillig das Geständniß abgelegt, daß jenes Gerücht, welches unsern jungen Freund hier in so gewaltige Aufregung versetzte, von ihm allein ausgesprengt worden sei, und zwar in der Absicht, denselben in Streitigkeiten zu verwickeln, deren Schlichtungsart sich leicht vorhersehen ließ."

„Auch mir galten des sonderbaren Alten gefährliche Intriguen?" fiel höchlichst erstaunt August Brand ein. „War ich ihm denn so verhaßt?"

„Sie schienen ihm gefährlich zu werden, weil Seine Excellenz Ihnen wohl wollte," versetzte der Arzt. „Sein argwöhnischer Geist erblickte in Jedem einen Feind; sein Stolz fühlte sich immer verletzt, wenn ihm Personen vorgezogen wurden, die seiner Ansicht nach tief unter ihm standen. Nicht als Diener Brandini, sondern als Marchese Aldobrandini wollte er geehrt werden von Allen, und da ihm mehr und mehr einleuchtete, daß er es zu dieser Anerkennung niemals bringen werde, es sei denn, daß es ihm gelänge, den Grafen zum Geisteskranken zu stempeln, in welchem Falle er das traurige Familiengeheimniß beliebig in seinem Interesse ausbeuten konnte,

wollte er wenigstens alle diejenigen aus dem Palais entfernen, die ihm unbequem waren, weil sie eine bevorzugtere Stellung in der Familie genossen, als er selbst."

„Und wie beurtheilen Sie einen Menschen mit solchen Anlagen?" fragte Onno von Straßberg den Arzt. „Ist er bloß altersschwach, oder beginnt sein Geist zu schwärmen?"

„Die nächste Zukunft wird uns darüber Aufschluß geben," erwiederte Doctor am Ende. „Die Strickleiter, auf welcher er so lange Jahre auf und nieder stieg, und die ihm in jeder Woche gestattete, sich zur schwindelnden Höhe eines Grafenschlosses emporzuschwingen, ist jetzt zerrissen. Erträgt er gelassen diesen Sturz aus dem Himmel, so kann er möglicherweise noch glückliche Tage sehen, wahrscheinlicher aber ist es, daß sich ihm jetzt die Gedanken, die er Anderen trüben wollte, wirklich verwirren, und er so dem Schicksale anheim fällt, das er seinem großmüthigsten Freunde und Wohlthäter zu bereiten gedachte."

Doctor am Ende erhob sich und Onno von Straßberg folgte seinem Beispiele.

„Wir dürfen nicht länger verweilen," fuhr er fort, „denn es bleibt uns noch Mancherlei zu erörtern und zu ordnen, ehe wir sagen können, wir sind am Ziele. Herr Rath Frühauf wird schon ungeduldig geworden sein, und die Damen, die sich nun wohl ausgesprochen und

gegenseitig vollkommen verständigt haben, sind es gewiß ebenfalls zufrieden, daß sie mit vollem Vertrauen in den Ruf einstimmen dürfen: wir waren Alle verblendet, aber das Licht, das jetzt über uns leuchtet, hat uns Alle glücklich gemacht!"

„Wohlan denn, zu meinem Freunde!" sagte Onno, den Arzt mit sich fortziehend. „Sie müssen mich aber begleiten, Doctor, denn ich glaube, ich werde Ihrer Unterstützung bedürfen, um vor dem Spötter, der Niemand zu schonen gewöhnt ist, bestehen zu können."

XIII.

Ein Gesellschafts-Abend.

Wenige Tage später verbreitete sich das Gerücht in der Residenz, Graf Hannibal von Eboldsheim werde binnen Kurzem seinen Salon eröffnen und jede Woche während des Winters die Crême der Gesellschaft bei sich sehen.

Die Meisten glaubten diesem Gerücht nicht, denn schon zwei ganze Winter hindurch war das Palais der alten Familie allen rauschenden Vergnügungen verschlossen geblieben. Indeß sprach sich die Sache immer mehr herum, bis sich Alle, welche Antheil an dergleichen Vor-

kommnissen nahmen, genauer darnach erkundigten und nun erfuhren, daß es sich wirklich so verhalte.

Man fand nichts Auffälliges an diesem Entschluß. Der Graf war jung, reich, unabhängig, und daß seine schöne Gemahlin so lange in den ersten Cirkeln vermißt wurde, hatte die vornehme Welt schon längst bedauert.

Es hieß allgemein, dem Drängen Cordelia's habe der Graf nicht länger widerstehen können, und da es schließlich auch der verstimmten Excellenz einleuchte, daß man eine junge, lebenslustige Frau nicht wie eine Nonne einsperren könne, ohne großes Unheil anzustiften, so habe er sich durch des Sohnes Bitten erweichen lassen und ebenfalls seine Zustimmung zur Wiedereröffnung der Salons seines Hauses gegeben.

In manchen Kreisen der Residenz wurden die bald darauf erfolgenden Einladungen mit heimlichen Bemerkungen begleitet, die jedoch Niemand laut werden ließ. Man hatte viele Gründe, Glossen zu machen, denn die alte Excellenz war gar zu schroff aufgetreten, um nicht bei Vielen Anstoß zu erregen.

Gerade aber, weil so Ungewohntes vorangegangen war, sahen Alle, welche das Glück hatten, Einladungen in das Haus Eboldsheim zu erhalten, mit nicht geringer Spannung der Stunde entgegen, die sie mit dem wunder-

lichen alten Herrn wieder in gesellschaftliche Berührung bringen sollte.

Rath Egmont Frühauf, welcher bei seinem Freunde Straßberg Wohnung genommen, brauchte unglaublich lange Zeit zu seiner Toilette, so daß Onno zuletzt ungeduldig über den Langsamen ward.

„Rauche eine Cigarre," sagte der phlegmatische Rath, seine bereits sehr dünn gewordenen Haare mit vier verschiedenen Bürsten bearbeitend, „vor zwei bis drei Uhr morgens mußt Du ohnehin auf diesen Genuß verzichten."

„Man merkt es Dir an, daß Du Dich in der Provinz schon vollkommen eingelebt hast," versetzte Onno. „Cigarren rauchen, ehe man in einen mit Damen erfüllten Salon tritt! . . Jeder wohlerzogene Portier würde einen solchen ungalanten Frevler schon an der Pforte abweisen."

„Dann erzähle!" sagte der Rath und wies seinem Spiegelbilde die Zähne. „Das unterhält mich und vertreibt mir die Zeit. Gehen können wir doch noch nicht; es ist ja kaum acht Uhr vorüber!"

„Ich bin kein Improvisator."

„Ist auch gar nicht nöthig, Freund! Erzähle, was Du mir mitzutheilen ohnehin noch schuldig bist."

„Habe ich mich gegen Dich zu irgend etwas verpflichtet?"

„Gewissermaßen allerdings; wäre dieß aber auch nicht geschehen, so hätte ich jetzt doch Anwartschaft auf Dein volles Vertrauen; denn ohne mich und meine stoische Ruhe wärst Du dem gräflichen Wirrwarr doch nicht mit ganz heiler Haut entkommen!"

Straßberg lachte etwas gezwungen und sagte gutmüthig nachgebend:

„Nun was willst Du denn eigentlich noch wissen? Du mußt meinem Gedächtniß zu Hilfe kommen, wenn ich Dich nicht durch Wiederholungen langweilen soll."

„Ich will wissen, weßhalb und wodurch der blutdürstige Gegner meines Bruders, jetzt dessen Busenfreund, zu der Ehre gekommen ist, dem zugeknöpften Schwiegervater Deiner höchst interessanten Flamme dergestalt zu gefallen, daß . . ."

„Ich muß wirklich bitten, diesen unzeitigen und — verzeihe Egmont — auch unschicklichen Scherz einmal fallen zu lassen," unterbrach Onno den Rath. „Was aus Thorheiten Uebles entspringen kann, das lehrt uns, denk' ich, die Vergangenheit der Familie Eboldsheim zur Genüge."

„Pardon!" versetzte Rath Frühauf und bürstete sich den Backenbart. „Kannst Du nicht hören, was mich prickelt, so bin ich auch der Mann, welcher zu schweigen versteht. Die Geschichte des interessanten Fähndrichs aber

muß ich erfahren, ehe ich in den Wagen steige. Eine halbe Stunde haben wir reichlich Zeit, und bis dahin habe ich mich vollkommen adonisirt, wenn Du mich durch gute Unterhaltung bei diesem für mich sehr schwierigen Geschäft kräftig unterstützest."

„Gewandte Farospieler würden die Unterstützung des jungen Brand ein Parolibiegen genannt haben," sagte Onno von Straßberg. „Die alte Excellenz blieb nämlich auch in der Zeit, wo selbst die nächsten Verwandten ihr fixe Ideen anzudichten sich veranlaßt sahen, berechnender Diplomat. Als solcher glaubte er großes Gewicht auf das Adoptiren legen zu müssen . . ."

„Will Graf Eboldsheim denn alle Menschen adoptiren?" warf der Rath dazwischen, indem er eine Nägelfeile probirte.

„August Brand ist der Sohn des Gärtners, welcher ein Lebensalter hindurch die Gartenanlage auf Seiner Excellenz umfangreichem Landsitze überwachte. Graf Ottfried hob den Knaben aus der Taufe. Was Wunder also, daß er sich desselben theilnahmsvoll annahm, als August große Vorliebe zu dem Militärstande zeigte. Was übrigens des Grafen Intention, dem Fähndrich seinen eigenen Namen zu geben, betrifft, so sollte diese nur als Maske dienen, um ältere Pläne fördern zu helfen. Die Excellenz hoffte, es werde ihm durch diese Drohung ge-

lingen, die passive Opposition niederzuwerfen, die ihm von mehr als einer Seite die Hände band und seinen Willen in Fesseln legte. Als Gegenmine erfand der intriguante Brandini das Märchen von der nahen Verwandtschaft des Fähndrichs mit Leontine, durch das ich mich wirklich kurze Zeit täuschen ließ. Jetzt herrscht auch in dieser Beziehung vollkommene Klarheit. Brandini hat seine Beschuldigungen und Erfindungen zurückgenommen und lebt seitdem, scharf bewacht, als ein schweigsamer Einsiedler im Palais Eboldsheim. Doctor am Ende wollte gestern wissen, er habe sich bereit erklärt, auf den Vorschlag des Grafen Hannibal einzugehen und sich mit einem anständigen Jahresgehalt in sein Geburtsland zurückzuziehen. Die Achtung Cordelia's und Leontine's, die ihn nicht einmal mehr sehen mögen, hat er natürlich ganz und ohne Zweifel für immer verloren."

„Vortrefflich!" sagte der Rath. „Jetzt bin ich im Besitz einer Hand, an der selbst Lord Byron, wenn er noch lebte und mit mir conversiren könnte, nichts würde auszusetzen haben. Sei bedankt für Deine Aufschlüsse, die mich morgen oder übermorgen vollkommen beruhigt abreisen lassen. Mein Bruder ist hoffentlich ebenfalls gesellschaftsfähig aufgetakelt, und da Du uns versprochen hast, unser Mentor zu sein beim Eintritt in das riesenbewachte Palais, so mache Deiner Stellung Ehre."

Die Freunde bestiegen den ihrer schon geraume Zeit harrenden Wagen und holten den gewesenen Lieutenant Frühauf ab, welcher durch die gemeinsamen Anstrengungen sowohl seines Bruders, wie des Regiments-Auditeurs, die eine sehr glaubwürdige Fabel, durch welche sein Verschwinden sich leicht erklären ließ, erfanden, mit Ehren seinen Abschied erhalten hatte.

In dem Hotel Eboldsheim herrschte jetzt die ungezwungenste Heiterkeit.

Gräfin Cordelia machte die Honneurs mit einer Grazie, die Alle bezauberte, und Leontine, die es vorzog, wieder in Weiß zu erscheinen, blieb der Stern des Abends, dem sich die Blicke älterer wie jüngerer Männer immer von Neuem zuwandten. Ihr Name, Marchese Aldobrandini, unter welchem sie der Gesellschaft vorgestellt ward, verlieh ihrer Erscheinung noch einen erhöhten Reiz.

Onno von Straßberg begrüßte das schöne Mädchen als einen Bekannten und zeichnete ihn vor Allen aus.

Mit dem Fähndrich Brand verkehrte sie mehr schwesterlich vertraulich, was diesem auch sehr zu behagen schien.

Ihrem Oheim widmete Leontine alle nur erdenkbare Aufmerksamkeit. Sie war zart, demüthig, liebevoll ergeben gegen den alten Herrn, der seinerseits heiteren Auges die glänzende Gesellschaft überblickte, die er nach so langer Zeit wieder einmal um sich versammelt sah.

Der Doctor am Ende dagegen mußte sich manche kleine Neckerei von der übermüthigen Schönen gefallen lassen, die sich glücklich und stolz in dem sichern Bewußtsein fühlte, daß sich nun erst die Pforten eines Lebens, das sie kaum ahnte, verheißungsvoll vor ihr erschließen würden.

Die Gesellschaft dauerte bis fast an den frühen Morgen.

Onno von Straßberg tanzte ungewöhnlich viel und mußte sich zuletzt selbst gestehen, daß er mit Leontine Aldobrandini doch wohl gar zu häufig durch die Reihen der Glücklichen geschwebt war. Der Doctor hatte ihm freilich immer durch die großen Gläser seiner goldenen Brille zugenickt, nur vermochte Onno nicht zu erkennen, ob der vibrirende Blick desselben sanft oder stechend, mit Wohlgefallen oder voll Hohn auf ihm ruhte.

Beim Fortgehen überholte er den Arzt auf der Freitreppe, wie er dem Grafen Hannibal mit bedeutungsvollem Winke die Worte zuflüsterte:

„Halten Sie noch einige Tage zurück, bis wir klar sehen. Es wäre doch möglich, daß die Abreise ganz unterbleiben müßte.“

Straßberg blieb stehen, doch ließ der Rath, der seinen Bruder begleitete, ihm keine Zeit zum Nachdenken.

„Fort! Fort!“ rief er ihm zu. „Du mußt sehr

müde sein und bedarfst der Ruhe. Wärst Du nicht ein Feind aller Flammen, so würde ich mir erlauben Dir zu wünschen, daß eine der hellsten, die ich je leuchten sah, die Nacht Dir mit paradiesfarbigem Feueräther erfüllte. So aber sehe ich mich genöthigt zu schweigen und begnüge mich mit der banalen Phrase: wünsche geruhsame Nacht!"

Onno von Straßberg erwiederte nichts. Er folgte dem muntern Spötter ohne Groll, blieb aber auf dem Heimwege so stumm, als habe er schon längst das Sprechen verlernt.

XIV.

Onno schreibt an den Rath.

Sechs Wochen nach Weihnachten, als Rath Egmont Frühauf alle seine Mußestunden zur Ausarbeitung eines Carnevalspieles verwandte, in welchem er selbst mitzuwirken gedachte, lief ein Brief aus der Residenz ein.

Es war das dritte Schreiben Onno's, seit die Freunde sich wieder getrennt hatten.

Die Feder weglegend, erbrach Egmont dasselbe, indem er schmunzelnd sagte:

„Sieh' da, jetzt ist der schweigsame Herr auf einmal

wieder mittheilsam geworden! Sonst vergingen drei Monate, ehe er mich mit einer einzigen Zeile beehrte, und nun kann er in kaum anderthalb Monaten dreimal ausführliche Episteln abfassen! Was wird er mir denn heute wieder mitzutheilen haben?"

Onno von Straßberg schrieb:

„Um Dich nicht gar zu sehr aus Deiner Bequemlichkeit aufzuschrecken, lasse ich diesen ausführlichen Bericht über meinen gegenwärtigen Seelenzustand, der Dir in letzter Zeit, wie es mir scheinen wollte, Besorgniß einflößte, einem kurzen Briefgruße des Grafen Hannibal von Eboldsheim vorangehen, der wahrscheinlich einen Tage später an die Thüre Deines Zimmers klopfen wird.

„Zuerst die Nachricht: Ich bin nicht mehr Regiments-Auditeur! Ein Würdigerer ist in meine Stelle eingerückt, bis dieselbe einem noch würdigeren zu Theil werden dürfte, der sich indeß die dazu erforderlichen Kenntnisse erst durch den Besuch der Universität erwerben muß. Du kennst den jungen Mann. – Es ist der Fähndrich August Brand, der Protegé der alten Excellenz, von der ich Dich grüßen soll."

„Hm! Hm! Hm!" brummte der Rath und zerstampfte spielend die Feder, deren Kiel soeben noch melodische Verse auf das Papier gekritzelt hatte.

Aufmerksam las er weiter:

„Glaube nicht, daß ich unthätig sein und mich aus dem Staatsdienste zurückziehen will. Du würdest mir damit großes Unrecht thun, ja mich ganz unversöhnlich beleidigen."

„Na, na," schaltete der Rath ein und zersplitterte tändelnd die unschuldige Feder vollends.

„Ich will mir im Gegentheil größere Lasten aufbürden, mich aber auch in höhere Regionen emporschwingen," schrieb Onno. „Freunde haben mich dazu aufgefordert und so mag der Versuch denn gemacht werden. . . . Ich erwarte jeden Augenblick die Ernennung zum wirklichen geheimen Legationsrathe, in welcher Eigenschaft ich das Vergnügen haben werde, den als Gesandten nach Constantinopel gehenden Grafen von Eboldsheim zu begleiten."

„Hat der Mensch Glück!" rief Egmont aus. „Ich gönne es ihm von Herzen, denn seine ganze Charakteranlage eignet sich für ein Leben in bewegten Weltverhältnissen, nur wollte ich, daß man auch mich und meine Verdienste nicht ganz vergäße, sonst werde ich hier in der Provinz wirklich so dick, daß ich mich anständigerweise in der Residenz gar nicht mehr sehen lassen kann."

Nach diesem Stoßseufzer setzte der Rath die Lectüre fort:

„Von dieser meiner neuen Stellung, die mir weite

Blicke in Verhältnisse eröffnet, welche für gewöhnlich allen andern Menschen verschlossen bleiben, verspreche ich mir viel — hieß es weiter im Briefe Onno's. — Auch gesellschaftlich hoffe ich mich am Bosporus sehr wohl zu befinden; denn, abgesehen von dem Verkehr mit dem ganzen diplomatischen Corps, das doch gewiß unter den Ungläubigen möglichst viel an erheiternde Zerstreuung denkt, nehmen wir von hier die ganze Gemüthlichkeit mit, die gegenwärtig im Palais Eboldsheim ihren Hauptsitz aufgeschlagen hat. Gräfin Cordelia begleitet natürlich ihren Gatten, und daß die liebliche Marchesa nicht allein in den nordischen Nebeln zurückbleiben mag, wenn ihre nächsten Anverwandten dem sonnigen Süden zueilen, versteht sich von selbst. In so anmuthiger, bildender und fesselnder Gesellschaft werde ich also den weiten Weg nach Stambul zurücklegen."

„Wie gesagt, der Mensch hat unvernünftiges Glück!" sagte der Rath, das zweite Blatt des Schreibens ergreifend. Nun muß er zum Ueberflusse auch noch der originellen Zauberin tagtäglich in die unergründlichen Augen blicken und ihr die Dienste eines galanten Cavaliers leisten, damit das Nebeln und Schwebeln durch alle sieben Himmel nur ja kein Ende gewinnt! Wenn Onno jetzt gescheidt wäre und — aber ich glaube wahrhaftig, er ist es schon gewesen" — unterbrach er sein Selbstgespräch,

das Auge auf eine Stelle des Briefes heftend, die doppelt unterstrichen war, und die er nunmehr laut vorlas:

„Seit Weihnachten ist selten ein Abend vergangen, den ich nicht in der Nähe dieses mich immer mehr entzückenden unvergleichlichen Wesens zubrachte. Es war ja auch meine Pflicht, sie kennen zu lernen, sie zu ergründen. Leontine ward durch diesen fortgesetzen Verkehr für mich bald zu einer Flamme, nach der es mich unabläßig hinzog und die ich geistig umschwebte, wie der Schmetterling das blendende Licht eines Kronleuchters. Es mochte wohl in meinen Augen liegen, daß ich zuletzt wirklich von dem Glanz der jungen Marchesa geblendet wurde. Widerstreben mochte ich nicht, um Dir, liebster Egmont, einen Gefallen zu thun. Du sollst von heute an das Recht haben, mich tüchtig necken zu dürfen. Damit Du mich aber nicht in falschen Verdacht nimmst, nenne ich Dir die Flamme, die mich an die Pforten des irdischen Paradieses gelockt hat. Mit ihrem ganzen Namen, den sie rechtmäßigerweise aber erst seit wenigen Tagen führt, heißt dieß vollendetste aller weiblichen Geschöpfe Leontine, Marchesa Aldobrandini-Eboldsheim und ist seit gestern verlobt mit Deinem bekannten Freunde Onno von Straßberg, wirklichem geheimen Legationsrathe und Attaché der Gesandtschaft in Constantinopel."

„Erzglückspilz!" murmelte der Rath. „Indeß freue

ich mich doch meiner Divinationsgabe. Eile, möglichst bald im Paradiese zu leben, scheint mein Freund auch zu haben, denn hier steht, wenn ich recht lese, deutlich geschrieben:

„Am Tage vor der Abreise der Gesandtschaft werden wir ohne alles Gepränge im Salon des Palais Eboldsheim getraut. Als Zeugen der feierlichen Handlung werden außer den beiden Grafen, Vater und Sohn, Cordelia mit ihren Freundinnen und den nächsten Verwandten, noch zugegen sein: Doctor am Ende, Dein Bruder, jetzt Kammerjunker, und August Brand, seit meiner Verlobung genannt Brand von Ebold. Nur Antonio Brandini wird der feierlichen Handlung nicht beiwohnen. Der Doctor, vor dessen Wissen ich respectvoll den Hut ziehe, hat den wortkargen Schleicher doch ganz richtig beurtheilt. Der hochmüthige Intriguant ist wirklich übergeschnappt und bewohnt seit Kurzem die prachtvoll eingerichteten Räume im Irrenhause die auf Kosten der Familie Eboldsheim meublirt wurden. Er nennt sich Marchese Aldobrandini, ist sehr stolz, scheint sich aber ganz glücklich in seinem Wahne zu befinden, da seine Wärter in Bedienten-Livree erscheinen und angewiesen sind, allen Launen des alten Mannes, sofern sie keinen Schaden stiften können, nachzugeben. Von seinen Verfolgungen und Nachstellungen wird die Familie des Grafen nicht mehr zu leiden haben...

Ich bin beauftragt, Dich, lieber Freund, zu meiner Vermählungsfeier mit Leontine einzuladen. Kannst Du es möglich machen, so komm'! Ich muß es doch aus Deinem eigenen Munde hören, daß es just kein Unglück sei, sich an einer solchen Flamme bis in's Herz hinein zu verbrennen. . . . Addio, und nimm Dir ein Beispiel an mir!"

„Werde mich besinnen und es wahrscheinlich bleiben lassen," sagte der Rath resignirt. „Wen alle Leute für einen Onkel ansehen, der soll nicht mehr an's Heirathen denken. . . . Weßhalb aber muß die hiesige Kost sich mir auch so stark auf die Rippen legen?"

Am nächstfolgenden Tage schon traf die Verlobungs-Karte Onno's ein.

Der Rath ließ sich dieselbe einrahmen und hing sie über seinen Arbeitstisch.

Zur Vermählung des Freundes kam er nicht, weil, das gab er als Entschuldigungsgrund an — seine Wohlbeleibtheit ihm alles Reisen verleide.

Das junge Paar erreichte glücklich Constantinopel. Die alte Excellenz vergaß im Genuß der herrlichsten Natur, die ihn nicht hindern konnte, sich in die lebensvollen Ereignisse der byzantinischen Geschichte zu vertiefen, alle Trübsale der Vergangenheit und freute sich über das

einträchtige Zusamenleben der vier Glücklichen, die er jetzt mit vollstem Recht seine Kinder nannte.

Brandini starb schon im ersten Jahre der Verheirathung Leontine's. Betrübt hatten ihn seine Wächter nie gesehen.

Rath Frühauf blieb ledig, und nahm zu an Weisheit wie an Körperfülle alle Tage bis in sein Alter.

II.

Am Kolk.

I.

Fatale Begegnung.

Aus den reichen friesischen Marschen, an deren grünen Deichen sich die Wogen der stürmischen Nordsee brechen, ragt noch heutigen Tages auf hoher Wurth eine verwitterte Kirche von beinahe tausendjährigem Alter in die meistentheils farblose Luft empor, für ansegelnde Schiffe ein Wahr- und Peilungszeichen. Rund um das einsame Gotteshaus, das längst verschollenen Geschlechtern bisweilen wohl auch als schützende Burg gegen anstürmende Feinde gedient haben mag, sieht man verschiedene, tief eingesunkene, mit Moos überwucherte alte Grabsteine. Einige von diesen zeigen in etwas roher Steinmetzarbeit männliche Figuren in alter Friesentracht, bald bedeckten, bald unbedeckten Hauptes, und immer ein Wappen, das gewöhnlich außer dem ritterlichen Helme noch ein verschnörkeltes Runenzeichen schmückt. Genau dieselben Wappen und Zeichen finden sich an den Stühlen in der Kirche

wieder. Hier ist denselben bisweilen auch der Name des Mannes beigefügt, welcher Wappen und Zeichen führte, desgleichen die Jahrzahl der Erbauung des Kirchenstuhles.

Näher und weiter entfernt von dieser Kirche liegen theils mitten in der Marsch, theils dem braunen, unübersehbaren Moore zugewandt, hinter dem das hohe, oft weißlich schimmernde Geestland aufsteigt, die großen Marschhöfe mit ihren steilen Schilfstrohdächern, auf deren einem Giebel fast immer ein gewaltiges Storchnest thront. Weiter nach der Seeseite hin begrenzt der viele Meilen lange, oft in seltsamen Krümmungen fortlaufende hohe Außendeich den Horizont, an dem, einem riesigen Schilde nicht unähnlich, bei hellem Sonnenschein der Spiegel der Nordsee sich emporhebt.

An einem sehr schwülen Julitage, Ende vorigen Jahrhunderts, bewegte sich ein langer Zug stattlicher Männer und schlanker Frauen und Mädchen den Wurthsteig hinab nach einer Reihe von Wagen, die am Fuße des Hügels hielten. Es war ein Hochzeitszug, der von der Trauung zurückkam und in möglichster Schnelligkeit dem größten aller Marschhöfe zustrebte, die man unfern des hohen Seedeiches in weiter Entfernung von einander liegen sah. Die wohlgenährten Rosse, welche die Hochzeitsgesellschaft nach ihrem Bestimmungsorte bringen sollten, griffen stark aus, obwohl die ungepflasterte Fahrstraße vom anhalten-

den Regen der letzten Tage nur aus sehr weichem und zähem Thonboden bestand. Da der Weg mehrere Krümmungen beschrieb, um sich zwischen einer Reihe fast zirkelrunder, umfangreicher Teiche fortzuwinden, deren Ufer mit acht bis zehn Fuß hohem dichtem Schilf eingefaßt waren, das ein seltsames Flüstern hören ließ, so kamen sämmtliche Wagen ihrem Endziele nur langsam näher. Bei der letzten Biegung des Weges zwischen zweien der genannten kreisrunden Teiche trat plötzlich eine Stockung ein, welche die sehr heitere Gesellschaft nicht vorgesehen hatte. Es war nämlich ein mit Torf beladener Wagen so tief in den aufgeweichten, fetten Marschboden eingesunken, daß sein Besitzer das kräftige Zweigespann vergebens antrieb. Die bereits erschöpften Thiere vermochten die schwere Last nicht von der Stelle zu bewegen.

Kaum gewahrte der Lenker des Brautwagens, welcher die Spitze des Zuges bildete und der kein Anderer war, als der Vater der eben vom Pfarrer eingesegneten Braut selbst, das Hemmniß, als er, seine schäumenden Pferde zügelnd, dem unglücklichen Fuhrmann in barschem Tone zurief:

„Schaff' Platz, Rickmers! . . Wir haben Eile . . . Gäste und Speisen im Gräfenhof warten auf uns mit großem Verlangen!“

Der Besitzer des Torfwagens wandte sich gelassen

um und zeigte dem glücklichen Hofbesitzer kein sehr freundliches Gesicht.

„Ihr seht, es ist nicht meine Schuld, daß ich hier festsitze," erwiederte er, seine schnaufenden Thiere streichelnd. „Könnt Ihr aber nicht warten, Jochims, so spannt Euere Braunen aus und legt sie auf zwei Minuten vor mein Gefährt! . . Der Torf ist für Euren Nachbar Sibbo bestimmt . . ."

Der Mann hatte noch nicht ausgesprochen, als sich ein Murren des Unwillens im Hochzeitszuge hören ließ, dem sich laute Drohworte anschlossen. Zugleich verließen die meisten Männer die Wagen, umringten den unglücklichen Rickmers, schalten ihn seines unziemlichen Verlangens wegen, legten dann, ohne jeglicher Vorstellung Gehör zu geben, gemeinschaftlich Hand an den Torfwagen und stürzten ihn mit einem Rucke um, daß mehr als die Hälfte seines Inhaltes in das braune Gewässer des tiefen Teiches rollte. Darauf trieben sie ihre Pferde wieder an und jagten unter Lachen, Jauchzen und Höhnen dem bereits von Menschen wimmelnden Hofe zu . . .

Rickmers hob zornig die geballte Faust gegen die übermüthigen Dränger, während seinem Munde ein wilder Fluch entglitt und sein von Wetter und Sonnenbrand dunkelbraun gefärbtes Antlitz sich bis zur Unheimlichkeit entstellte. Dabei entfiel ihm der Hut und ent-

hüllte eine weiße, hohe und edel geformte Stirn, die dem schon bejahrten Manne ein intelligentes Aussehen verlieh.

Eine Zeit lang stand er unschlüssig neben dem umgestürzten Wagen, der glücklicherweise nicht beschädigt worden war. Dann bog er die flüsternden Schilfhalme mit ihren langen, glänzend braunen, zitternden Blüthenrispen auseinander und warf einen Blick auf die stille, durchsichtig braune Wasserfläche, über die jetzt in Folge der hineingestürzten Masse Torf noch einige immer stärker sich erweiternde Kreise zitterten. Dieser Blick beruhigte den mit Recht aufgebrachten Mann einigermaßen; denn er sah, daß die Mehrzahl der Torfstücke zwischen den Stengeln des dichten Schilfes hängen geblieben war und sich mit einigem Zeitaufwande wieder auffammeln lasse.

An mühselige Arbeiten sein ganzes Leben lang gewöhnt und im Allgemeinen gegen Unbilden aller Art abgehärtet, faßte sich Rickmers bald wieder und dachte zuerst nur an seinen eigenen Vortheil. Den Groll, welcher sein Herz gegen den reichen, hochfahrenden Hofbesitzer erfüllte, verbiß er augenblicklich, obwohl er ihm den mehr als brutalen Angriff auf sein Eigenthum nicht verzieh. Fest entschlossen, ihn deshalb zur Rechenschaft zu ziehen und wenn sich eine passende Gelegenheit darbieten sollte, ihm und allen seinen Gästen die Hochzeitsfreuden zu ver-

derben, hob er den umgestürzten Wagen auf und trieb die inzwischen wieder zu Kräften gekommenen Pferde an ... Es gelang jetzt, die böse Stelle glücklich zu überwinden, worauf Rickmers nach dem beinahe noch eine Stunde entfernten Hofe Sibbo's fuhr, um daselbst den Torf abzuliefern, den der Wagen noch trug.

Sibbo war, wie alle Hofbesitzer, oder, wie sie in den friesischen Marschen gewöhnlich genannt werden, Hausleute, nicht daheim. Das solenne Hochzeitsmahl, welches Jochims seiner Tochter gab, hatte auch Sibbo nach der Gräfenschaft geführt. Altem Gebrauche gemäß durfte nämlich in weitem Umkreise bei solchen Familienfesten kein angesehener und unbescholtener Hausmann fehlen. Nur bescholtene gleichen Ranges brauchte Niemand zu solchen Festen einzuladen, während es sich von selbst verstand, daß an weniger bemittelte Grundbesitzer bei dem ungemessenen Stolze der aristokratisch gesinnten Marschfriesen gar nicht gedacht wurde ...

Der beleidigte Rickmers, der immer nur in geschäftlichem Verkehr mit dem Besitzer des Gräfenhofes gestanden hatte, wußte, daß Jochims Tochter Braut sei; weil ihn dies aber durchaus nicht interessiren konnte, so hatte er Niemand gefragt, wann der reiche Vater dem jungen Mädchen die Hochzeit ausrüsten werde.

Die Abwesenheit Sibbo's gab Rickmers Veranlassung

zu einigen Fragen an dessen Leute, an die er unter brummiger Erzählung seines Unfalls den Torf ablieferte … Es war ihm dabei lieb, zu hören, daß Sibbo ungern der Einladung gefolgt sei, weil zwischen den beiden Hausleuten ein Rechtsstreit schwebte wegen eines Stückes Wiesenland am äußersten Rande des wüsten Moores, in welchem Rickmers mit etwa zwanzig gleich ihm lebenden Colonisten hauste.

„Dann hört er mich wohl an und unterstützt mich in meinen Forderungen,“ sagte der finstere Mann, die buschigen grauen Augenbrauen düster zusammenziehend. „Ich habe Lust, den hochfahrenden Deichgrafen hart anzufassen und nicht nachzugeben, bis er mich entschädigt hat … Keinen Soden liefere ich ihm mehr in seine Scheuer, bis er mir meinen Willen ganz und ohne Widerrede thut! … Ich werde ihm gleich jetzt einen Besuch machen …“

„Wartet lieber bis nach Sonnenuntergang,“ sagte der schadenfrohe Knecht Sibbo's, der dem reichen Jochims einen kleinen Aerger gönnte. „Es kneift die Vornehmen mehr, wenn man sie recht mitten in der besten Freude stört! … Da könnt Ihr Euch högen*) über die Gesichter, die er der Lumperei wegen schneiden wird! … Aber laßt Euch rathen, Rickmers! Ihr dürft bei der Geschichte, die Ihr dem Deichgrafen einbrocken wollt, nicht auffahren! … Lächeln und immer lächeln, das ist's, was die

*) Freuen.

Reichen, die Niemand achten, als sich selbst, am wenigsten vertragen können! . . . Wenn Ihr Jochims aber wüthend macht, so habt Ihr in alle Wege doppelt gewonnenes Spiel . . ."

Rickmers war kein bösartiger Mann, das einsame Leben aber, das er von Kindes Beinen an auf dem furchtbar öden, des Nachts und besonders im Winter wahrhaft schauerlichen Moor zu führen genöthigt war, hatte sein Gemüth verdüstert und machte ihn selbst den unschuldigsten Freuden der Erde unzugänglich . . . Wer ihn nicht genauer kannte, mochte ihn leicht für einen Menschen halten, den eine schwere, fluchbeladene That niederdrücke. Und doch war Rickmers so rechtlich, gewissenhaft und unbescholten, wie irgend einer seiner friesischen Nachbarn. Schon aus diesem Grunde gefiel ihm die Rede des hämischen Knechtes nicht, und er hätte sie wohl ganz unbeachtet gelassen, wäre der Hinweis auf Sibbo, den Gegner des überstolzen Deichgrafen, ihm nicht erwünscht gekommen . . . Mehrmals schon hatte gerade dieser Mann in seinem Beisein Worte fallen lassen, die Zweifel in Jochims Redlichkeit setzten. Verbunden waren dieselben sogar mit unverständlichen Anspielungen, die Rickmers galten und die Sibbo jedenfalls nur deshalb hinwarf, damit der Bewohner des finstern Moors sie beherzigen solle.

Dieser dunkeln Winke erinnerte sich jetzt der geärgerte Mann, den die hohnvolle Mißachtung, die er von der ganzen Hochzeitsgesellschaft ertragen mußte, viel tiefer schmerzte, als er sich selbst gestehen wollte. Er billigte daher des Knechtes Vorschlag, spannte seine Pferde aus, um ihnen in Sibbo's Stallung ein paar Stunden Ruhe zu gönnen, und machte sich, als die Sonne ins Meer hinabsank, auf den Weg nach dem Gräfenhof ...

Um, wie er es liebte, recht einsam zu bleiben, erstieg er den Seedeich, an welchen das Gartenthor Sibbo's stieß, und der sich in weit geschwungener Curve an dem Gestade fortzog bis in die Nähe des Gräfenhofes. Hier bog er plötzlich tief ein in's Land und bildete eine beckenförmige Höhlung, welche bei jeder Fluth von stark brausenden Wogen überspült ward. Man sah auf den ersten Blick, daß Sturmfluthen an dieser Stelle dem Deiche trotz des gewaltigen Vorbaues, der aus Faschinen und cyklopisch in einander gefügten Steinen bestand, doch unter Umständen noch immer gefährlich werden konnten, während die ganze Umgebung und die Richtung, welche der Deich in's Land hineinnahm, jedem Küstenanwohner sagte, daß hier vor längerer Zeit ein furchtbarer Deichbruch durch die stürmende Meerfluth verursacht worden sein müsse.

Rickmers wurde auf seinem Gange über den Deich

von Niemandem gestört und konnte sich ganz seinen Gedanken überlassen. Die Luft war noch immer schwül ... Auf dem Meere lag tiefe Ruhe, die nur das Schreien über dem Watt flatternder Möven zeitweilig unterbrach.

Von Weitem schon gewahrte Rickmers die erleuchteten Fenster im Gräfenhof, der wohl fünf Minuten landeinwärts vom Deiche lag. Die gewaltigen Gebäude, die sich von der üblichen Bauart aller übrigen Marschhöfe durch nichts unterschieden, kennzeichneten ihn als einen Bau von nicht hohem Alter ...

Da, wo das Gebiet des Deichgrafen begann, lief quer über den Deich bis an das Seegestade ein Gitter aus rohem Holzwerk, so hoch, daß auf und unter dem Deich weidendes Vieh es nicht überspringen konnte. Auf der Krone oder Kappe des Deiches befand sich eine Oeffnung in dieser Vergitterung, die wieder ein aus vier horizontalen Speichen auf beweglicher Welle angebrachtes Rad sperrte, und somit immer nur einer einzelnen Person Raum zum Durchgehen gestattete.

Jenseits der Vergitterung war der ganze Deich, soweit Rickmers ihn in der Dunkelheit des Abends überblicken konnte, mit einer reichen Anzahl Flaggen geschmückt, deren Wimpel sich jetzt in der trägen Luft nur selten bewegten. Den nämlichen Schmuck trug die weite Um-

hegung des Hofes selbst, von dem die muntere Fröhlichkeit der Hochzeitsgäste bis an den Deich herüberschallte.

An der Treppe, die von der Deichkrone in die Marsch hinabführte, verweilte Rickmers kurze Zeit, indem sein scharfes, an die Dunkelheit gewöhntes Auge über die fruchtbaren Ländereien schweifte, die sich bis an das ferne Moor fortzogen. Unmittelbar am Fuße des Deiches war der Boden nur an einzelnen Stellen fruchtbar; denn hier begann jene Reihe von bald größeren, bald kleineren runden, von dichtem Schilf eingefaßten Lachen, die erst an dem saftig grünen Wiesenmoor endigten. Die Richtung dieser eigenthümlich geformten Wasserbehälter von bedeutender Tiefe erklärten die zurückgeschobene Lage des großen Hofes, der jetzt von Hochzeitsgästen wimmelte. Es waren die unaustilgbaren Spuren eines oder mehrerer Deichbrüche, welche dem Meere Eintritt in das Land gewährten. Die brausende Fluth wühlt bei solchen Unfällen tiefe, kraterähnliche Oeffnungen in den fetten Boden der Marsch, die nie wieder trocken gelegt werden können, im Anfange brackiges Wasser enthalten, später aber sich zu Fischweihern, Süßwasserteichen umwandeln. Die Friesen der Marsch nennen dieselben Bracken, häufiger noch Kolke. Um drei oder vier solcher Kolke schlängelte sich der vom Deiche zum Gräfenhof geleitende Weg, den Rickmers jetzt einschlug, und der ihn nach einer kurzen Viertelstunde

in den Hofraum des reichsten Grundbesitzers in der ganzen Marsch führte ...

II.

Rickmers und Sibbo.

Die Zahl der Gäste, welche der Hochzeit auf dem Gräfenhofe beiwohnten, belief sich auf mehrere Hunderte. Die Räumlichkeiten des umfangreichen Gebäudes reichten nicht hin, sie alle zu fassen, weshalb man den gepflasterten, mit Linden umpflanzten Platz vor der breiten, dem Deiche zugekehrten Giebelseite mit Tischen und Bänken besetzt hatte, an denen sich es vorzugsweise die jüngeren Gäste wohl sein ließen. Die Ankunft Rickmers konnte den frohen Zechern nicht verborgen bleiben. Kaum aber hatten ihn Einige derselben erblickt, als diese ihm auch schon zu verstehen gaben, daß er nicht unter sie gehöre ...

Rickmers lehnte sich gelassen an eine der Linden und wartete ruhig, bis es den Hausleuten — denn nur solche waren zugegen — gefallen würde, ihn zu Worte kommen zu lassen.

„Ich habe mit Euch nichts zu schaffen," sagte er, als das Lachen und Lärmen nach einigen Minuten verstummte,

und diese plötzliche Ruhe den Deichgrafen in Person an die weit geöffnete Thür des Hofes lockte, „einen Freund zu sprechen wird aber doch wohl erlaubt sein ... Wer von Euch den Hausmann Sibbo herausruft, dem möge Gott jederzeit seine Feldfrüchte segnen ...“

Hero Jochims mochte fühlen, daß er dem Torfbauer doch Unrecht gethan und zu lieblos behandelt habe. Ihn nochmals mit barschen Worten jetzt aus der unmittelbaren Umgebung seines Hofes zu weisen, hielt ihn ein gewisses Schicklichkeitsgefühl ab. Vielleicht hätte er es gethan, wenn Rickmers ihn selbst zu sprechen begehrt hätte. Da er aber den Namen Sibbo nannte, den er eigentlich nur *aus Rücksichten des Herkommens* unter seinen Gästen dul-*dete, stand* er nicht an, diesen persönlich von Rickmers Gegenwart zu benachrichtigen.

„Gönne ihm ein Wort, Sibbo,“ setzte Hero Jochims herablassend hinzu. „Mein schlechter Kirchweg hat ihm heute draußen bei den Mittel-Kolken einen bösen Streich gespielt. Den wird der mürrische Alte Dir klagen wollen ... Hör' ihn ruhig an und setze ihn auch nicht zur Rede, wenn er etwa auf mich schimpfen sollte ... An dem Ehrentage meiner Tochter will ich mit Jedermann in Fried' und Eintracht leben.“

Sibbo war durch Andere von dem Vorgefallenen schon unterrichtet. Er mißbilligte das Verfahren des Deich-

grafen und der ihn begleitenden Gäste unbedingt, hatte sich aber, um nicht Anlaß zu nutzlosem Streite an einem Tage zu geben, der für Alle nur ein freudenbringender sein sollte, jeder Meinungsäußerung enthalten. Desto begieriger war er, das Urtheil und die Ansicht Rickmers zu hören, dessen Abwesenheit von dem Familienfeste des Hofbesitzers ihn aus Gründen schmerzte, die wir sogleich erfahren werden.

Um weder den Frohsinn der Gäste zu stören, noch selbst gestört zu werden, führte Sibbo den Colonisten vom Moor bis an die Gracht des Hofes, wie der breite Wassergraben genannt wird, der jeden einzelnen Marschhof auf allen Seiten umgiebt, und ihn ebenso zu einer Insel, wie zu einer Festung macht.

Der Vortrag Rickmers war kurz und so trocken und mürrisch gehalten, wie der Mann selbst, über dessen Lippen er kam.

„Ich verlange reellen Schadenersatz und ein gutes Wort vor allen Gästen, das wie eine Entschuldigung klingt,“ schloß Rickmers seine Erzählung. „Versteht sich Jochims dazu, so will ich die Geschichte vergessen, wenn nicht, so werde ich klagbar! ... Geh' und sage ihm das! ... Eine Viertelstunde will ich warten, länger nicht ... Mein Weg ist weit und in der Nacht gefährlich dazu ...“

Sibbo leuchtete das Zwecklose dieses Verlangens ein, dem sich der stolze Jochims niemals gefügt haben würde. Rickmers aber dauerte ihn ebenfalls, und da er ihm eigentlich Recht geben mußte, sann er nach, wie der Geschädigte und so rücksichtslos Behandelte auf andere Weise Revanche nehmen könne. Ein Blick in die Vergangenheit zeigte ihm den rechten, zum Ziele führenden Weg ...

„Hat Jochims Dich bei der Einladung zur Hochzeit seiner Tochter absichtlich übergangen, oder wolltest Du nicht dabei sein?" fragte er, die Hand des mürrischen Mannes theilnahmsvoll drückend.

„Willst auch Du mich höhnen?" erwiederte Rickmers zusammenzuckend. „Das habe ich nicht verdient; denn ich habe mich nie überhoben und weiß, wessen Gesellschaft ich suchen darf."

„Und ich sage Dir: es ist Unrecht, daß Du nicht obenan sitzest an der Brauttafel! ... Stehst Du doch auf dem Grund und Boden Deiner Vorväter! ..."

Erschrocken entzog Rickmers Sibbo die Hand.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte er noch mürrischer als zuvor, „ich weiß nur, daß die Hausleute uns Bewohner des Moores stets über die Achsel ansehen."

„Der Eine und Andere von Euch verdient es auch," fuhr Sibbo fort. „Dich aber habe ich für klüger gehalten,

weil Du doch die Vergangenheit Deines Geschlechtes kennen mußt! . . ."

„Meines Geschlechtes!" murrte bitter lächelnd Rickmers. „Mein Vater und Großvater wurden meines Wissens im Moor geboren, wie ich . . ."

„Nicht aber Dein Urgroßvater!" fiel Sibbo ein. „Der saß hier in der fetten Marsch und hielt Haus dort draußen, wo jetzt der hohe Seedeich die Krümmung in's Land macht! . . . Er war ein Hausmann so gut und besser noch, als manche Andere, und auf seinem Hofe gab es keinen Pflug, keine Egge, keine Wagendeichsel, die nicht sein uraltes Hauszeichen getragen hätte! . . . Auf das Wort eines redlichen Mannes: Du, Luddo Rickmers, stehst hier, verständig gsprochen, auf eigenem Grund und Boden! . . ."

Dem Torfbauer stieg das Blut zu Kopfe, daß er kaum zu athmen vermochte.

„Dann . . . wäre ich . . . vertrieben worden?" stotterte er, und in seinem hellblauen Auge funkelte ein zorniges Blitzen. „Gieb mir Beweise, und von Hof und Scholle hetze ich den hochmüthigen Jochims! . . ."

Sibbo bemerkte, daß des Deichgrafen einziger Sohn sich näherte, wie er glaubte, im Auftrage seines Vaters. Um nun seine Unterhaltung mit Rickmers von einem Dritten nicht belauschen zu lassen, zog er diesen über die

Gracht fort bis zum ersten Kolk. Hier am stillen Wasser konnte der Hausmann das angefangene Gespräch mit Luddo Rickmers ungestört fortsetzen.

„Wie lange bist Du nicht mehr zur Kirche gegangen?" fragte Sibbo seinen Gefährten.

„Das weiß ich selber nicht," lautete dessen Antwort. „Es ist ein weiter Weg durch's Moor und außer den Sonntagen gibt es für uns geplagte Menschen im ganzen Jahre keine Ruhetage."

„Kennst Du Deinen Kirchenstuhl?"

„Der Großvater schon hat ihn verkauft ... Wir standen seitdem wie viele Andere ..."

„Besuche mich in den nächsten Tagen, Luddo," fuhr der Nachbar des Deichgrafen vertraulich fort. „Es ist wohl nur Zufall, daß ich mit Deinen eigenen Angelegenheiten besser Bescheid weiß, als Du selbst. Dann wollen wir zusammen auf den Kirchhof und in die Kirche gehen, und ich will Dir eine Geschichte erzählen, wie die Jochims, die noch heutigen Tages weder Wappen, noch Hauszeichen haben, in den Besitz des Marschlandes Deiner Vorfahren kamen ... Das öde Moor konnten sie nicht an sich bringen; denn da schlug Dein Großvater Eibo für sich und seine Nachkommen seine Wohnung auf nach dem großen Unglück, das Viele gleich ihn um Gut und Eigenthum brachte ..."

Mit kaum hörbarem Flügelschlage schwebte eine Rohrweihe über das flüsternde Schilf des Kolkes, in dem sich gleichzeitig der heisere Ton des Wiesenschnarrers hören ließ ... Auf dem Wege vom lautem Gräsenhofe gewahrte Sibbo eine männliche Gestalt, die gerade auf sie zuschritt.

„Man sucht mich," fuhr der Hausmann fort. „Jochims traut mir nicht ... Es ist wieder der Sohn, den er auf Kundschaft ausschickt ... Ueberdenke meine Worte und sei nicht säumig! ... Den verschütteten Torf lass' ruhig im Kolk verderben! ... Ich verspreche Dir mit Hand und Mund, daß Hero Jochims ihn Dir zehnfach ersetzen soll! ... Und nun geh' und bekümmere Dich mehr als bisher um die Vergangenheit Deines alten Geschlechtes! ..."

Sibbo wartete die Antwort Rickmers nicht ab. Dem Sohne des Deichgrafen entgegengehend, rief er diesem lachend zu:

„Der mürrische Kauz wird wohl mit einem Stücke Geld zu befriedigen sein. In die Tasche aber muß Dein Vater greifen, sonst macht Euch Rickmers Molesten! ... Ich werde jetzt gleich mit ihm reden, und gibt er mir Recht, wie ich glaube, so thust Du am Besten, Du fährst selbst in's Moor und gleichst die Sache aus ... Rickmers ist nachgiebiger und versönlicher als er aussieht."

Rickmer's Gestalt verlor sich schnell im Dämmer der Nacht hinter dem hohen Rohrdickicht der Kolke, während die beiden Männer in das Hochzeitshaus zurückkehrten, wo es immer lauter zu werden begann.

Jochims suchte in Sibbo's Gesicht zu lesen, der dem Deichgrafen eine heitere Miene zeigte.

„War Rickmers noch ärgerlich?" fragte er mit einiger Unruhe.

„Er läßt sich besänftigen, wenn Du Dich freigebig zeigst," erwiederte Sibbo. „Ich habe ihm vernünftig zugeredet."

„Dann will ich großmüthig sein und zahlen, was er fordert!"

„Aber bald, Jochims, und damit er sieht, daß es nicht Hochmuth war, der sich gegen ihn verging, schicke Redlef zu ihm . . . Ich sage gut, daß er im Moor die freundlichste Aufnahme findet."

„Gleich nach beendigten Festlichkeiten," sprach Jochims und bekräftigte seine Zusage durch einen Handschlag. „Drei Tage dauert die Lustbarkeit und am vierten fährt Redlef in's Moor . . . Er ist noch jung und kann schon eher ertragen, daß ihn ein älterer Mann Worte hören läßt, die mich ihm für immer verfeinden würden . . ."

III.

Auf dem Grabsteine.

Am zweiten Tage schon nach dieser Unterredung finden wir Sibbo und Rickmers an der Westseite der altersgrauen Kirche auf einem Grabsteine sitzen, von dem alles wuchernde Moos, alle daran haftenden Flechten und Schwämme sorgfältig entfernt worden sind. Deutlich läßt sich jetzt auf der alten Sandsteinplatte die Figur eines Mannes mit über der Brust gekreuzten Händen erkennen. Ein Wappenschild mit geschlossenem Helm, auf welchem ein springendes Roß steht, zeigt auf der einen Seite ein Kleeblatt, auf der andern eine Figur, die nur der Runenschrift angehören kann. Diese Figur ist das Hauszeichen der Familie Rickmers, und der in die Erde wohl drei Zoll tief eingesunkene Stein das Grabdenkmal Jolf Rickmers, des ersten Hofbesitzers am grünen Kolk aus dem Jahre **1412**.

Luddo Rickmers vom Moor hat sinnend den Kopf in beide Hände gestützt und sieht mit weit geöffneten Augen hinunter auf die strotzend reichen Aecker, die sich vom hohen Deichrande über eine Stunde weit fortziehen bis an das braun schimmernde Moor, über welchem bleigrau und undurchsichtig die sogenannte „salze Luft“ steht, der

sichere Vorbote jener gefürchteten Fieber des Hochsommers, von denen die Marschbewohner oft schwer zu leiden haben.

„Das Alles könnte mein sein," sprach er tief bewegt, „wenn . . . wenn . . ."

„Wenn es Gott gefallen hätte, willst Du sagen," fiel ihm Sibbo in's Wort. „Die irdischen Güter sind eben wandelbar, wie wir selbst. Darum sollen wir nicht stolz auf sie werden, sondern immer bedenken, daß sie nur Geschenke des Allmächtigen sind, die er uns jederzeit wieder entziehen kann . . . Diese Lehre möchte ich dem Deichgrafen, der ihrer schon längst nicht mehr eingedenk ist, gerne einprägen. Darum processire ich mit ihm und darum will ich Dir behilflich werden, Dich mit Weib und Kind wieder aus der Einöde des gespenstischen Moores in die immergrüne Marsch herunterzulocken . . ."

„Wird Dir nimmer gelingen," sagte der verdüsterte Rickmers. „Die Menschen da unten sind mir zu lustig und wollen zu hoch hinaus . . . Ich passe nicht mehr für sie! . ."

„Lies die alten Papiere durch und Du athmest neu auf! . . Ich habe sie mitgebracht . . . An Deiner Abstammung kannst Du nicht mehr zweifeln."

„Mir wäre wohler, glaub' ich, wüßte ich nichts davon . . ."

„Denke an Deine Tochter!" rief Sibbo. „Es ist ein hübsches, fröhliches Mädchen, das wahrhaftig nicht für das Moor paßt! ... Noth leidest Du nicht, und wenn die jungen Hausleute, deren es eine ganze Auswahl gibt, erst erfahren, daß Du ein Wappen zu führen berechtigt bist, wie sie selbst, und ein Hauszeichen dazu, wird Almuth nicht lange unbeachtet bleiben ... Der Grodenhof kommt sicherlich binnen Jahr und Tag zum Verkauf ... Mache ein anständiges Angebot und Hero Jochims muß vor Dir die Segel streichen ..."

In Rickmers Brust regten sich Ehrgeiz und Rachlust ... Er kehrte sein gebräuntes Antlitz finster dem Freunde zu und sagte:

„Also die Papiere! ... Ich will doch sehen, was sie enthalten ..."

Sibbo griff in seine Tasche und holte ein ziemliches Convolut schriftlicher Aufzeichnungen hervor, die von seinem Großvater und Urgroßvater herrührten. Er reichte sie Rickmers, indem er bemerkte, daß er sie behalten könne, so lange er Gefallen daran finde.

Luddo begann in den Schriften zu blättern und versuchte auch zu lesen. Seine Kenntnisse in der Fertigkeit Geschriebenes zu lesen waren aber bei dem Leben, das er von Jugend auf geführt hatte, so mangelhaft, daß er

alsbald das ganze starke Heft dem besser unterrichteten Hofbesitzer zurückgab.

„Ich würde erblinden, ehe ich damit zu Stande käme," sagte er, und ein fast grimmiges Lächeln zuckte um den festen Mund. „Du kennst das Zeug, Du hast mich neugierig gemacht; also lies mir daraus vor, was mir zu wissen nöthig ist, damit ich den Kopf ebenso hoch tragen kann wie der Mann da unten, dessen Namen ich nur mit Ingrimm zu nennen vermag! ... Ich verspreche schweigend zuzuhören, bis Du zu Ende bist ..."

Sibbo ließ sich nicht lange bitten ... Er blätterte in den mitgebrachten Papieren und schlug die Stelle auf, welche von den seltsamen Schicksalen der Rickmers handelte, von denen Luddo in gerader Linie abstammte. Die in sehr unverständlichem Plattdeutsch geschriebene Erzählung, in der häufig auch friesische Ausdrücke vorkamen, lautete im Hochdeutschen, wie folgt:

„Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war Tiark Rickmers der reichste und angesehenste Mann in unserer Marsch. Sein Hof konnte für ein Muster gut eingerichteter Hausmannshäuser gelten. Man sah da nie irgend etwas in Unordnung oder vernachlässigt, und weil Tiark zugleich Recht und Gerechtigkeit über Alles liebte, genoß er die Achtung aller seiner Dienstleute in hohem Grade. Wer ihn unter diesen, gleich allen Uebrigen thätig und

arbeitsam, sah, mußte glauben, sie alle seien ihm nahe verwandt; denn Tiark behandelte Jeden, der an seinen Tische aß, wie ein ihm anvertrautes Kind.

„So war der Hof des alten Rickmers ein beneidenswerthes Besitzthum, was dieser selbst nicht blos zugab, sondern auch wohl gelegentlich laut aussprach und rühmte. Dabei vergaß er jedoch nicht der mancherlei Drangsale zu gedenken, welche die Rickmers in früheren Jahren zu ertragen gehabt hatten. Das unter Tiark so friedlich mitten zwischen Saatfeldern daliegende große Gebäude hatte nicht immer so stille Tage gesehen ... Mehr denn einmal war die wilde See eingebrochen, hatte die Deiche fortgespült und alles Land weit und breit in einen sandigen Morast verwandelt. Aber die Rickmers waren unerschrockene Männer, muthigen Herzens, Gott und ihrer eigenen Kraft vertrauend, und ließen sich durch Schwierigkeiten und Unglücksfälle, die unverschuldet über sie hereinbrachen, nicht schrecken. Mit vereinten Kräften legten sie immer Hand an, wenn das Meer ihr Land verwüstet hatte, stellten die gebrochenen Brustwehren der Deiche fester und dauernder wieder her, bebauten von Neuem das zerrissene Land, in welchem hie und da als Warnungszeichen ein tiefer, stiller Kolk sich bildete, und hatten so die Freude, es nicht allein durch ihr mühseliges Ringen stets zu verbessern, sondern selbst auch immer

vermögender zu werden. Der alte Tiark erwarb durch Tausch und auch für baares Geld manchen Acker brach liegenden Bodens zwischen der Marsch und dem öden Moor noch dazu, und kaufte endlich das Letztere ebenfalls in der Breite seines ganzen Ackerbesitzes. Das geschah im Jahre 1712.

„Wie mir Tiark bald nach Erwerbung dieses großen Stückes Land erzählte, hatte er diesen Schritt aus vorsorglicher Liebe zu seinen Kindern gethan, deren er acht besaß. Der Hof mit den Marschländereien sollte auf den ältesten Sohn übergehen, die Töchter waren zum Theil schon verheirathet oder hofften doch, es zu werden, der jüngste Sohn aber, der von jeher Neigung für ein stilles Leben an den Tag legte und die Marsch nicht leiden konnte, sollte sich nach Tiark's Wunsche an dem Moore anbauen und dieses durch rüstige Arbeiter ausbeuten lassen.

„Keiner der Rickmers that Einsprache gegen diese Anordnungen ihres Vaters. Eibo besonders, der Jüngste, war ganz glücklich, daß er die Marsch verlassen und sich in die melancholische Einsamkeit des Moores zurückziehen durfte. Er wählte sich eine Lebensgefährtin, ward unter großem Jubel aller Freunde der Rickmers in der alten Kirche des Landes getraut und bezog das kleine Haus, das am höchsten Punkte des Moores zwischen hohen, alten

Birkenstämmen gezimmert worden war, nach beendigter Erntezeit im Jahre **1713**."

„Mit der neuen Ansiedelung wuchs das sprüchwörtlich gewordene Glück der Rickmers. Sie gedieh sichtlich und machte dem alten Tiark täglich mehr Freude. Bald und schrecklich aber trat eine Wendung ein, die Niemand vorausgesehen hatte und die über Tausende unsägliches Unglück brachte . . .

„Eine lange Reihe von Jahren hatte das Meer selbst in den stürmischen Zeiten der Tag- und Nachtgleichen uns durch hoch aufrollende Fluthen nicht belästigt. Die Wogen überstiegen auch in schweren Stürmen nicht eine gewisse Höhe, brachen sich stets machtlos an den festen Schutzwehren der Deiche und beschädigten diese wenig . . . Diese Ruhe in der Natur, welche dem furchtbarsten Elemente Zügel anlegte, wiegte alle Bewohner in eine Sicherheit ein, die ihnen den Untergang bereiten sollte . . . Man ward lässig in Erhaltung der Deiche und achtete nicht auf die vielen schwachen Stellen, die eine Reihe nagender Sturmfluthen doch in ihnen geschaffen hatte . . .

„So fand uns der Herbst der Jahres **1717** mit seinen Stürmen . . . Wir waren nicht schutzlos gegen den Anprall der Wogen, wenn diese nicht zu ungewohnter Höhe sich aufgipfelten, es gab aber kaum für einen Marschbewohner eine andere Rettung, als schleunigste

Flucht, falls die Wuth des Sturmes zum Orkane sich steigern und die wilde See brüllend gegen die schwachen Erdbollwerke unseres tief liegenden Landes wälzen sollte . . .

„Einige Tage vor Weihnachten bedeckte sich der Himmel mit schwerem, grauen Gewölk, und es begann stark und anhaltend aus West zu wehen. Regen, oft mit großflockigem Schnee gemischt, fiel ziemlich häufig. Die Strandvögel zeigten die gewöhnliche Ruhelosigkeit, die immer die Verkündigerin stürmischer Tage ist. Andere Anzeichen ungewöhnlicher Naturereignisse wurden nicht beobachtet . . .

„In allen Höfen der Marsch traf man Vorbereitungen für das heilige Fest, und als der heilige Abend unter stürmischem Wettergebraus auf das Land niedersank, da verkündigte überall der Schein hell brennender Kerzen auf grünen Tannenbäumen, daß das Alter sich mit der Jugend der gnadenreichen Zeit erfreue, welche die Christenheit der ganzen Erde festlich in diesen Stunden begeht . . .

„Ganz hingegeben an den Genuß des Augenblicks, überhörten auch die Vorsichtigeren und Aelteren das Heulen des Sturmes und das verhängnißvolle Donnern der Wogen an den Deichen, über die hundert weißköpfige Brandungen bis an die Kronen hinanliefen . . . Die

fröhlichen Kinder aber winkten lachend den Möven, die mit ausgebreiteten Fittichen sich an die Fenster klammerten und gellende Klagelaute ausstießen! ... Erst als im blendenden Feuer bläulich weißer Blitze das wild rollende Meer über den Deichen sichtbar ward, erkannten Alle die furchtbare Gefahr, in der sie lebten und die ihre sicheren Todesschlingen bereits von allen Seiten um die Unachtsamen gelegt hatte! ...

„Nun griff, wer noch einen gesunden Arm hatte, nach Spaten, Faschinen, Sand- und Erdsäcken! ... Auf allen Höfen erklang der Schreckensruf des Lärmhornes ... Hie und da loderte ein rothes Feuer auf, um die Nachbarn aufzujagen aus ihrer sorglosen Ruhe und die Wege zu erhellen, welche zu den bedrohten Deichen führten ... Dazwischen zerriß das Ohr manches Vaters der Hilfe- und Wehruf der Frauen und Kinder, den er nicht hören durfte, weil ihn die Pflicht nach dem Deiche rief ...

„Unter den ersten Hausleuten, welche dem Strande zueilten, befand sich der alte Tiark Rickmers. Ihm zur Seite schritt der älteste Sohn, die Knechte alle folgten, beladen mit Bündeln von Faschinen und Säcken ... Unverzagt und noch voll Hoffnung erklomm der Alte, dessen lange weiße Haar der Sturm zerzauste, die Treppe des steil abfallenden Deiches, die unter Donnerschlägen der brüllenden See bereits erzitterte ... Ueber die breite Kappe des

Deiches flog salziger Schaum und gipfelten Säulen weißen Gischtes, als rolle der Orkan frischgefallenen Schnee vor sich her ... Bis an die höchste Deichkrone brach die See und stieg mit jeder Minute. Aber noch hielten die Erdwälle, noch wankten die Kappen derselben nicht, und über sie hin spielten nur ohnmächtige Schaumwellen, keine wuchtig schmetternde See! ...

„Ein Blick auf das rasende Meer, ein zweiter auf die nur bisweilen mit den Schaumsäulen der Brandungen sichtbar werdende dunkle Linie der Deiche ließ Tiark Rickmers erkennen, daß deren Ueberfluthung nahe bevorstehe ... Aber überall bewegten sich eine Menge schattenhafte Gestalten, immer von Neuem schmetterte das Horn seine monotonen, schrillen Hilferufe in die Nacht hinein, und in dem alten Kirchlein auf der Wurth klagten die Glocken, die man läutete, um wo möglich den Bewohnern der nahen Geest ein Zeichen zu geben, daß sie den gefährdeten Brüdern in der Marsch beispringen möchten in ihrer schrecklichen Noth ...

„Ein Wink Tiark's befahl seinen Leuten, an den niedrigsten und schwächsten Stellen des Deiches, wo die See am häufigsten überspülte, sich niederzuwerfen, die Bündel und Sandsäcke mit den eigenen Leibern deckend und haltend, damit die Abnagung der Deichkappe durch das bohrende Schlagen der Wogen verhindert werde ...

„Dies furchtbare Manöver gelang scheinbar, allein der Sturm wuchs und die Fluth stieg noch immer! ... Plötzlich zitterte der Deich, als bewege ihn ein Erdstoß ... Zwei-, drei-, viermal noch schlugen mit verdoppelter Kraft schwere Wogen gegen den zerwühlten Deichkörper ... er rührte sich, als sei er ein beseeltes Wesen, und unter dem kreischenden Zetergeschrei aller zum Schutz des Landes herbeigeeilten Männer durchbrach ihn das Meer und stürzte in ungeheuern gurgelnden Strudeln auf mehr als zwanzig Stellen zugleich in das Land, dies selbst meilenweit in ein brandendes Meer verwandelnd! ...

„Nur wenige von den muthigen Männern, welche in jener schrecklichen Weihnacht zur Vertheidigung ihrer Heimath an und auf die Deiche geeilt waren, überlebten die Schrecken derselben und wurden, als der Tag graute, Zeugen der Verwüstung, die viele tausend Morgen des fruchtbaren Landes in ein schmuziges, mit Haustrümmern bedecktes Binnenmeer verwandelt hatte, auf dem ungezählte Leichen schwammen, welche bei der Ebbe in die offene See hinaustrieben ...

„Viele Höfe waren zum Theil durch das Einbrechen der Wogen zerstört, alle ohne Ausnahme bis an das halbe Dach umfluthet. Da aber, wo der Fluthstrom, die Erdtrümmer des zerwühlten Deiches vor sich herwälzend, mit rasender Gewalt durch die ebene Marsch fortbrauste,

vermochte ihm weder Baum, noch Haus zu widerstehen. Selbst in die feste Erde bohrte er sich tief ein und bildete eine Reihe Kolke bis an das Wiesenmoor, das er in einen See verwandelte, aus dem später der große Kolk entstand, der an das Hochmoor grenzt...

„Als die Gewässer sich nach und nach wieder verliesen und die Bewohner der Marsch, soweit sie die traurige Weihnachtskatastrophe überlebt hatten, an den Neubau der zerissenen und beschädigten Deiche dachten, blutete manchem wackeren Manne das Herz und seine Augen füllten sich mit Thränen... Es bangte auch den Muthigsten beim Anblick dieser grauenvollen Zerstörung, und zagend ließen sie die matten Hände sinken... Die Herstellung der Deiche erforderte nicht allein Riesenkräfte sie verschlang auch ein ganzes Vermögen, wenn sie dem nachwachsenden Geschlechte von Nutzen sein sollte... Bei Weitem die Mehrzahl auch der begüterten Hausleute war aber durch die Weihnachtsfluth mittellos geworden. Viele besaßen nichts, als das überschwemmte Land, das erst nach harter Arbeit wieder ertragsfähig gemacht werden konnte...

„Nirgends hatte die einbrechende See entsetzlicher gehaust, als auf dem Eigenthume der Rickmers... Von dem alten, ehrwürdigen Hofe war kein Stein, kein Stückchen Holz mehr vorhanden... Die Fluth hatte das präch-

tige Besitzthum spurlos von der Erde weggefegt und das Land dergestalt fortgespült, daß die See an der Stelle, wo der Hof sich ehedem erhob, jetzt eine seichte Bucht bildete, die der nagenden Brandung nicht mehr abzugewinnen war. Tiark Rickmers selbst mit allen seinen Kindern und Knechten hatte in der Fluthnacht seinen Tod gefunden . . . Einige der Verunglückten fand man erst nach Monaten im Kolk des Wiesenmoores, wo die Gewalt des Seestromes sich gebrochen hatte . . .“

„Es wäre jedenfalls das ganze Gschlecht der Rickmers in der Weihnachtsfluth von 1717 von der Erde vertilgt worden, hätte Eibo das böse Wetter, das schon am Tage tobte, nicht auf dem Moor zurückgehalten . . . Das Gewimmer der Glocken und das Brüllen der See, selbst das Sturmgeheul zeitweise übertönend, trieb ihn mit seinem jungen Weibe aus dem Hause und ließ Beide in schauerlichem Nachtdunkel das gespenstische Moor durchwandern, über dessen braunen Lachen und schwarzen Grabestiefen nur einzelne Sumpfeulen ihr graues Gefieder bewegten . . . Als sie den Rand des Moores erreichten, war das Unabwendbare bereits geschehen . . . Aus der brandenden See ragte nur der Thurm der Kirche, deren Glocken noch immer hilferufend läuteten, und hie und da ein Dach oder ein langsam zusammenbrechender Giebel.

„Eibo Rickmers hatte, wie alle Marscheigenthümer, welche das große Unglück überlebten, die Absicht, seine Ländereien wieder zu bebauen. Ehe er aber daran denken konnte, mußte der Deich wieder hergestellt und einem abermaligen Einbruch der Meerfluth vorgebeugt werden. Wie er nun über die Trümmer der Erde, die er mit vollem Recht sein Eigenthum nannte, fortschritt, und nun den weiten Deichbruch sah, da bebte er zusammen ... Er verzweifelte an der Möglichkeit, ein solches Riesenwerk aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln zu Stande bringen zu können ... Der bloße Gedanke schon, daß er an eine so weit aussehende, schwierige und zeitraubende Arbeit die besten Jahre seines Lebens verschwenden solle, um sie vielleicht kurz vor ihrer Beendigung nochmals von der tückischen See zerstört zu sehen, erfüllte ihn mit geheimem Grauen, und jenes dunkle Ahnen, das die Marsch ihn schon vor Jahren fliehen hieß, nahm jetzt wieder mit so niederdrückender Gewalt Besitz von seiner Seele, daß er voll Sehnsucht die Blicke rückwärts wandte nach den schwarzbraunen Höhen des einsamen Moores, und entschlossen seinen Spaten mitten auf den versandeten Aeckern des in den Fluthen umgekommenen Vaters bis fast an den Griff in den Boden stieß, damit anzeigend, daß er sein Eigenthumsrecht daran aufgebe und das Land, das seit Jahrhunderten den Rickmers gehört hatte, von der Stunde

an herrenloses Gut sei, von dem Jeder, der Lust und Muth dazu habe, Besitz ergreifen könne.

„Zum Tode betrübt kehrte Eibo in's Moor zurück, das er nur verließ, wenn er die Kirche auf der Wurth besuchte oder wenn Geschäfte ihn in die Marsch führten, wo trotz der schrecklichen Verheerung doch bald wieder ein reges Leben begann. Der friesische Stamm ist, wie seine ganze, an Leiden, Trübsalen und Kämpfen so reiche Geschichte beweist, nicht leicht zu beugen Darum baut er sich immer von Neuem wieder auf den Ruinen an, die ihm ein feindlicher Einfall oder ein schreckliches Naturereigniß übrig gelassen hat... So erhoben sich denn auf allen Seiten schon nach wenigen Wochen die Bollwerke der Deiche breiter, mächtiger und ungleich höher, als sie vor der Weihnachtsfluth gewesen waren. Fremdlinge aus den benachbarten Küstenländern, die meistentheils Arbeit suchend ins Land kamen, siedelten sich an, indem sie von dem verlassenen, herrenlos gewordenen Boden Besitz ergriffen und unverdrossen zuvörderst Hand an den Bau unzerstörbarer Deiche legten.

„Oft blickte Eibo Rickmers von dem Kirchhofhügel hinunter auf die zerwühlten Aecker seines Vaters, die nach Monaten noch unberührt lagen. Nur am Strande sah er stets eine Menge fleißiger Arbeiter, welche mit großer Ausdauer in die eingespülte Bucht einen halbbogenförmi-

gen Deich zogen. Als dieser Erdwall so stark war, daß er einer gewöhnlichen Sturmfluth widerstehen konnte, bedeckte sich das dahinter liegende Land mit leichten Hütten, und emsige Pflüger erschienen auf den versandeten Fluren ...

„Eibo seufzte ... Er wußte jetzt, daß er kein Anrecht mehr auf das Land habe, wo seine Vorväter so glücklich und zufrieden gewohnt hatten ... Ein fremder Seemann, dessen Schiff in der eingewühlten Bucht scheiterte, der sich selbst aber mit der ganzen Mannschaft und einem großen Theil der ihm zugehörenden Ladung rettete, hatte muthvoll den Spaten gezogen, welchen Eibo Rickmers, an der Möglichkeit des Wiederanbaues verzweifelnd, in die ihm zugehörende Erde stieß ... Es war ein Dithmarsche von unternehmendem Geiste, Namens Meno Jochims." *)

Luddo Rickmers hatte, auf dem Grabsteine seines Ur=

*) Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Gebrauch in der friesischen Marsch, daß der Besitzer eines kleineren oder größeren Stück Landes dadurch sein Eigenthumsrecht an dasselbe aufgab, indem er einen Spaten hineinstieß und es dann verließ. Es geschah dies oft und zwar immer nach verheerenden Sturmfluthen, wenn der Besitzer vor der Wiedererbauung des seinem Lande Schutz gewährenden Deiches zurückschreckte. Wer später den Spaten zog, ward dadurch rechtmäßiger Besitzer des verlassenen Landes.

ahns sitzend, der Vorlesung dieser Aufzeichnungen, welche von Sibbo's Großvater herrührten, mit Aufmerksamkeit zugehört. Sie dienten nur dazu, seinen Groll gegen den glücklichen Jochims, der jetzt wie ein Edelherr auf dem prächtigen Marschhofe saß und als Deichgraf eine bevorzugte Stellung vor allen anderen Hausleuten einnahm, noch zu vermehren ... All' das herrliche Land, das da zu seinen Füßen lag, alle die Hunderte von breitstirnigen Rindern und Stieren, die weidend im fetten Grase standen, waren eigentlich sein Eigenthum! ... Es fehlte wenig, und Luddo hätte dem thörichten Großvater geflucht, der so kleinmüthig die verwüsteten Ländereien aufgab ... Allein das einmal Geschehene ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Die Rechtmäßigkeit des Besitzes, in dem sich die Familie Jochims nahe an neunzig Jahre schon befand, war nicht anzuzweifeln. Das Einzige, was Luddo Rickmers bei kluger Berechnung thun konnte, bestand darin, daß er gelegentlich Streit mit seinem hochfahrenden Nachbar über ein beliebiges Stück Land anfing, das dem Moore zunächst lag und den Bodenbestandtheilen nach nicht mehr zur Marsch gehörte. Ein solcher Streit ließ sich lange hinausziehen, mußte den Deichgrafen in einen kostspieligen Proceß verwickeln und bot Rickmers mancherlei Chancen, die sich mit Hilfe eines gewandten Rechtsgelehrten sehr zu seinen Gunsten benutzen ließen ...

Sibbo erhielt als Dank für seine Mittheilungen von Luddo Rickmers nur einen Händedruck. Dann betrachtete er sich noch einmal den alten Grabstein, warf einen vielsagenden Blick gen Himmel und schritt zwischen Kreuzen und Grabsteinen den Hügel hinab, um auf schmalen, von tiefen, schilfreichen Gräben begrenzten Fußpfaden den Rand des Moores, seine von Niemand angetastete Heimath zu erreichen.

IV.

Der Besuch im Moor.

Almuth, die einzige Tochter Luddo Rickmers', saß vor der Thür des väterlichen Hauses im Schatten einiger junger Birken, deren zahlreiche Zweige zu einer natürlichen Laube zusammengebogen waren. Ein kleines Lamm mit seidenweicher brauner Wolle lag zu den Füßen des Mädchens, das schlank gewachsen und von feinem Gliederbau war, sich aber ganz besonders durch die Reinheit ihres Teints auszeichnete. Almuths Gesicht mußte Jeder angenehm finden; denn es sprach sich in den Zügen des jungen Mädchens eine unverwüstliche Gutmüthigkeit, verbunden mit fröhlicher Harmlosigkeit aus. Reiches, blondes Haar umschattete die sonnenklare, weiße Stirn, und

das rehbraune kluge Auge blickte stets neugierig und lächelnd um sich.

Das Haus lag hoch und frei auf einem trockenen Stück Haideland, welchem der Fleiß der Menschen ein paar Aecker abgewonnen hatte, die mit Kartoffeln bepflanzt waren und Buchweizen trugen. Weiterhin zwischen den ersten Anfängen des Moores weidete eine kleine Heerde brauner Lämmer.

Es war ein warmer, schöner Sommertag, obwohl die Luft der vielen Dünste wegen, die fortwährend aus dem sumpfigen Boden aufsteigen, nicht jene Durchsichtigkeit hatte, welche glücklichere Landstriche mit der Krystallkuppel eines azurblauen Himmels beschenkt. Dennoch konnte ein scharfes Auge in ziemlich weite Fernen dringen. Almuth wenigstens, an die blaugrau schimmernde Luft ihrer Heimath gewöhnt, erkannte deutlich die grünen Linien der Deiche, welche sich scharf abhoben entweder gegen das fahle, farblose Watt, oder gegen die ruhelose, im Sonnenlicht glitzernde Fläche der Nordsee.

Ueberhaupt hatte die Aussicht von der kahlen Höhe herab trotz der Oede und Leblosigkeit des Moores ihre eigenthümlichen Reize. Es war keine Ebene, über welche das Auge schweifte, sondern ein endloses Durcheinander von dunkelbraunen Hügeln, hoch aufgeschichteten Torf-

haufen, tiefen Wassertümpeln, breiten Strecken, auf denen zahllose Wollgrasstauden ihre silberweißen, flockigen Fähnchen schwangen. Dazwischen hoben sich zerstreute Gruppen alter und junger Birken, deren weiße Stämme wie Silber schimmerten. An vielen Orten, besonders wo eine große Menge zum Trocknen aufgeschichteten Torfes lagerte, wirbelten dichte Rauchsäulen aus unsichtbaren Schloten hoch auf, als brenne die Erde in den Tiefen des Moores, und in weiten Entfernungen von einander sah man Häuser und Hütten, in deren Nähe Vieh weidete ... In der Luft aber herrschte eine lautlose Stille, welche die Seele mit Wehmuth erfüllen mußte. Es sang kein Vogel über dem Moor, nicht einmal Grillen zirpten in dem heißen Dunst der harten Holzgewächse, welche die Kruste oder Decke des Moores bilden. Höchstens lief hin und wieder ein Birkhuhn scheu und geräuschlos durch hochgewachsene Gagelsträuche, oder eine Moorschnepfe flog auf aus den Binsen brauner, mit moosigen Matten halbbedeckter Gruben.

Luddo Rickmers Haus lag zwar im oder vielmehr auf dem Moor, die nächste Umgebung desselben trug aber ganz den Charakter einer Haidelandschaft. Glänzende Libellen gaukelten mit ihren durchsichtigen Flügeln um rothblühendes Haidekraut, und zierliche Haideschmetterlinge, bald mit azurblauen, bald mit feuerfarbigen Flügeldecken,

schwärmten in großer Anzahl um jedes Blumenhaupt oder jagten sich spielend durch die warme, stille Luft.

Almuth war beschäftigt, einen Kranz zu winden aus Blumen, wie sie das Moor in großer Menge enthielt. Geschickt und mit angeborenem Geschmack fügte das junge Mädchen die aromatisch duftenden, graugrünen Blätter des Gagelstrauches oder der nordischer Myrthe mit rothleuchtenden Blumenglöckchen der Sumpfhaide zusammen, von Zeit zu Zeit und in gewissen Entfernungen bald einen hellgrünen Blätterzweig der Rauschbeere oder des Sonnenthaus mit seinen krystallblitzenden Tropfen einstreuend. Auch weiße, zarte Blüthen der Parnassia und die zierlichen rothen Türkenbundlilien der schönen Moosbeere fehlten dem duftigen Kranze nicht ...

Das Geflecht war für die Mutter bestimmt, die am nächsten Tag ihren Geburtstag feierte und eine große Blumenfreundin war. Diese Liebhaberei der von der Welt fast völlig abgeschieden lebenden Frau ließen schon die Fenster des sauber gehaltenen Hauses errathen; denn alle waren mit selbstgezogenen Blumen geschmückt, die unter aufmerksamer Pflege vortrefflich gediehen.

Quer durch das Moor lief in zahlreichen Krümmungen eine Fahrstraße von Luddo's Hause bis hinunter in die Marsch. Dieselbe war nicht künstlich angelegt, sondern durch die vielen Wagen, welche an den Torfgruben des

Moores verkehrten, von selbst gebildet worden. Auf diesem Wege, dem einzigen, durch welchen für Wagen das Moor zugänglich ward, hatte Almuth schon geraume Zeit ein schnell dahinrollendes Zweigespann bemerkt, das immer näher kam und endlich nur ein paar Steinwürfe von dem Hause entfernt auf dem großen Lagerplatze, wo Rickmers mit seinen Kunden Lieferungen abzuschließen pflegte und die Stallungen für seine eigenen Pferde sich befanden, anhielt. Ein junger Mann stieg ab, hob ein Bündel aus dem Wagen und schritt damit geraden Weges dem Hause zu …

Almuth hatte den Kranz eben beendigt, als der Fremde nur wenige Schritte noch von dem Hause entfernt war. Mit dem kleinen Lamme spielend, erhob sich das junge Mädchen und drückte den schönen duftenden Kranz auf ihr eignes Haar, damit das an ihr emporspringende Thier ihn nicht beschädige. In diesem natürlichen Schmuck sah Almuth ungemein reizend aus, und überrascht von der seltenen Schönheit und rosigen Frische derselben, blieb der Ankömmling stehen und betrachtete sie mit wohlgefälligem Lächeln.

Almuth gewahrte vielleicht den guten Eindruck, den ihre Erscheinung auf den Fremden machte, sie war jedoch zu sehr Naturkind, um viel Gewicht darauf zu legen und ihn durch erlaubte Koketterie noch zu erhöhen.

„Wenn Ihr den Vater sprechen wollt, kommt Ihr zu unpassender Zeit," redete sie den jungen Mann an, der ihrem Spiel mit dem braunen Lamme, das sie lustig umsprang, lächelnd zusah. „Die Mutter kann Euch vielleicht Bescheid geben; denn sie ist in alle Geschäfte des Vaters eingeweiht."

„Wenn die Jungfer es erlaubt, so kann ich warten, bis Rickmers nach Hause kommt," versetzte Redlef Jochims, der Wohlgefallen an Almuth's Natürlichkeit fand und gar nichts gegen eine längere Unterhaltung mit dem durchaus nicht blöden Mädchen einzuwenden hatte. „Bis es dämmert, habe ich Zeit, den Weg durch's Moor kenne ich, und auf meine Füchse kann ich mich besser noch als auf mich selbst verlassen ... Ich soll dem Vater der Jungfer eine Hand voll Geld auszahlen ... Es ist etwas viel für einen unzeitigen Spaß, wer aber Schaden macht, muß Schaden bessern ... Die schöne Jungfer kennt wohl das Sprichwort ..."

Ueber Almuth's jugendfrische Wangen lief ein feines Incarnat. Sie zog leise den Kranz von ihrem Haupte und hing ihn an den dürren Zweig eines Birkenastes.

„Dann kommt Ihr von dem Gräfenhofe," entgegnete sie, hielt das zudringliche Lämmchen ab und trat aus der Laube. „Wollt Ihr nicht eintreten und Euch ausru-

hen?... Die Luft im Moor ist so heiß!... Man kann sie ohne Beschwerde heute gar nicht athmen... Wenn Ihr Durst habt, kann ich Euch ein Glas frische Milch anbieten..."

Redlef dankte und sah Almuth fragend in die glänzend hellen rehbraunen Augen.

„Wie dumm!" rief er dann aus und ein Zug halb des Aergers, halb des Schmerzes umdüsterte sein Gesicht. „Wenn die schöne Jungfer den Vater begleitet hätte, wäre das nicht passirt!..."

„Ihr habt gewiß beim Umwerfen des Wagens nicht mitgeholfen," sagte Almuth gutmüthig. „Loben kann ich das Verfahren auch nicht, zumal der schlechte Weg den Vater am Ausbiegen verhinderte..."

„Eben darum zahlen wir Schmerzengeld," fiel Redlef Jochims lebhaft ein, „und ich gebe mein Wort, hätte ich zuvor die Jungfer gekannt, der Deichgraf hätte auf meine Veranlassung noch tiefer in die Geldspinde greifen sollen!... Aber vergebt, schöne Jungfer! Im Namen des Vaters bitte ich das Unrecht ab, das man Rickmers zugefügt hat!... Zugleich freut mich's der Wahrheit gemäß versichern zu können, daß ich selbst unschuldig an dem Geschehenen bin..."

Auf Almuths Wangen schimmerte abermals ein höheres Roth. Sie suchte den Blick des jungen Mannes,

und als Beider Augen sich begegneten, reichten auch Beide sich die Hände . . . Die nächsten Minuten schon fanden Almuth an der Seite Redlef's auf der Bank vor dem Hause sitzend. Zwischen ihnen lag das schwere Geldbündel, das der junge Jochims mitgebracht hatte.

„Da kommt der Vater!“ rief Almuth, die geraume Zeit mit Vergnügen den Erzählungen Redlef's zugehört hatte, welche sich fast ausschließlich mit der Schilderung der Hochzeitsfestlichkeiten bei der Verheirathung seiner Schwester beschäftigten. „Er kommt quer über das Moor . . . Wie groß sieht er aus! . . . Das giebt nächstens wieder ein böses Unwetter . . .“

Redlef folgte dem Finger der schönen Almuth, in deren Gesellschaft ihm die Zeit nur zu schnell vergangen war, und erkannte jetzt ebenfalls in der riesengroßen Gestalt, die über das braune, im schwachen Abendroth matt glänzende Moor gerade auf das hochgelegene Haus zuschritt, den alten Rickmers, den sein Vater so schwer gekränkt hatte. Seit Redlef Almuth gesehen und mit ihr gesprochen, dünkte ihm des hochfahrenden Vaters Unrecht viel schwerer. Er hätte viel darum gegeben, wenn es nicht geschehen wäre; denn er konnte sich denken, daß Rickmers ihn nicht sehr freundlich behandeln, vielleicht sogar mit harten Worten von seinem Hause weisen werde . . .

Er stand auf und ging dem Heimkommenden langsam entgegen ... Almuth blieb zurück, trat aber nicht in's Haus ... Eine sonderbare Bangigkeit überfiel sie und machte ihr Herz heftig klopfen ... Beunruhigt und kaum wissend, was sie that, ging sie nach der Birkenlaube, nahm den Kranz von dem dürren Äste und setzte ihn sich wieder auf's Haupt. Dann blieb sie gesenkten Blickes, die Hände geneigt und lose verschlungen stehen, als habe sie einen über ihr ganzes Leben entscheidenden Urtheilsspruch anzuhören ...

Der Empfang Redlef's von Seiten Luddo Rickmers war kein freundlicher. Zwar hörte der gekränkte Mann den Sohn seines Gegners, den er in tiefster Seele haßte, gelassen an, sein finsteres mürrisches Gesicht aber ward immer düsterer und einer Antwort würdigte er Redlef nicht. Da erblickte Rickmers seine Tochter in ihrer sonderbar gebückten Stellung, und ein furchbarer Verdacht stieg in ihm auf.

„Almuth!" rief er, nicht zärtlich, wie er sonst zu thun pflegte, sondern ernst, vorwurfsvoll. „Hast Du diesen Menschen angehört? ..."

Die Tochter zuckte zusammen und richtete ihr helles, in Thränen schwimmendes Auge auf den zürnenden Vater ... Ein kaum vernehmbares Ja glitt über ihre rosigen Lippen.

„Du hast es gewagt! ... Du, eine Rickmers!" herrschte der Vater sie an, ohne Rücksicht auf seinen ungeladenen Gast zu nehmen. „Ich möchte Dich verfluchen und verstoßen! ..."

„Ich habe nichts Uebles gethan, Vater," lallte Almuth, senkte abermals das Auge und zeigte ein wie mit Blut übergossenes Gesicht.

Nun gerieth auch Redlef in Verlegenheit, was dem argwöhnischen Rickmers nicht entging ... Seine Hand legte sich schwer auf des jungen Mannes Schulter.

„Jochims!" redete er ihn an und schob ihn mit gewaltiger Kraft vor sich her zu seinem Hause. „Du kommst, mit Geld das Unrecht wieder gut zu machen, das Dein böser Vater mir angethan hat, und bestiehlst mich, indem Du bezahlst? ... Ist das ein ehrlicher Handel? ... Hüte Dich, Redlef, daß Du nicht im Moore verunglückst! ..."

„Ihr zeiht mich unverdienter Weise eines Vergehens, das ich nicht begangen habe," erwiederte der junge Jochims. „Wie könnt' Ihr mir eine solche Schlechtigkeit zutrauen? ..."

„Sieh dorthin," fuhr Rickmers fort. „Dort steht Dein Ankläger! ... Du hast mit dem Kinde gescherzt ... es mit Schmeichelreden umgarnt! ... Dich und sie verräth die Glut, die auf ihren Wangen brennt! ... Sie ist Dir zugethan in ... in ..."

Der Zorn erstickte seine Stimme, daß die letzten Worte sich in unverständliches Gemurmel verloren.

„Da sprecht Ihr die Wahrheit," entgegnete Redlef bewegt, „und wenn ich wagen dürfte . . . meines Vaters wegen, den der Hochmuth verzehrt . . . das Herz der schönen Jungfer würde mich wohl nicht verstoßen . . ."

Er erschrak mehr noch über seine eigene Dreistigkeit, als über die Bewegung in dem finstern Antlitz Luddo Rickmers . . . Almuth wagte sich weder zu bewegen, noch die Augen aufzuschlagen .... Sie fürchtete ebensowohl die berückenden Blicke des jungen Mannes, wie den Zorn ihres Vaters . . .

In diesem aber war eine plötzliche Veränderung vorgegangen . . . Statt des unheimlichen Funkelns in seinen Augen, leuchtete jetzt ein sanfteres Feuer darin . . . Seine Hand glitt von Redlef's Schultern herab, und leise, als dürfe es nicht einmal die stille Haide und das dampfende Moor hören, raunte er diesem zu:

„Ist das Dein Ernst?"

„Gewiß und wahrhaftig! . . . Ich wäre der glücklichste Mensch in unserer Marsch! . ."

„Dein Vater stieß Dich hinterrücks in den tiefsten Kolk! . . . Ich bin ihm ein Unreiner, ein Verachteter! . . ."

„So schlimm ist er nicht geartet, Rickmers! . . . Aber

ich muß dulden können, Almuth darf nicht verzagen, und Ihr selbst müßt Euch meiner annehmen! . . ."

„Der Kranz steht dem Kinde gut," sprach lächelnd der Alte; „verwandelten sich die Wassertropfen des Sonnenthaus in ächte Steine, so würde ich selber sagen, Almuth sei eine hübsche Braut und werde sich als eines Hausmanns Frau wohl zu benehmen lernen."

„Luddo Rickmers . . . Vater!" rief Redlef in freudigster Bewegung. „Gebt mir Euer Wort, Eure Zusage und mein Vater muß sich fügen! . . ."

„Nicht aus Liebe zu Dir, mein Sohn," ewiederte Rickmers, „doch wäre es möglich, daß Furcht und Angst ihn geschmeidig machten und zuletzt auch ihn beugten . . . Wir wollen uns das überlegen . . . Jetzt stelle Dich Almuth's Mutter vor und sage ihr, wie es Dir um's Herz ist . . . Ich will inzwischen das Geld nachzählen und wenn ich die Entschädigungssumme hoch genug finde, Dir Quittung darüber ausstellen . . ."

Ueber Moor und Marsch lag eine dichte Schicht feuchten Nebels, als Redlef Jochims eine Stunde später, von der ganzen Familie Rickmers bis zum großen Torflagerplatze begleitet, zu Wagen stieg, um den schaurigöden Heimweg einzuschlagen . . . Almuth's Vater hatte ihm, ehe er ihn entließ, die Geschichte seiner Voreltern erzählt und wie es gekommen war, daß jetzt auf dem

reichsten Hofe der Marsch nicht mehr das alte Hausmannsgeschlecht der Rickmers, sondern die neu aufgekommene wappen- und hauszeichenlose Familie der Jochims sitze. —

V.

Abschlägige Antwort.

Spät im August — die Tage nahmen schon merklich ab und die gewöhnliche Sommerkrankheit, bösartige Wechselfieber, grassirten in der Marsch — saßen Luddo Rickmers und Haro Jochims im Baumgarten des Letzteren, um sich wo möglich zu verständigen. Der Stolz des Deichgrafen war noch ungebrochen ... Er ließ den Mann, den er tief unter sich stehen glaubte, nicht in sein Haus; er war auch nicht gesonnen, nachzugeben und den Wunsch seines Sohnes und Erben zu erfüllen.

Anfangs hatte er Redlef ausgelacht, später verbot er ihm allen Verkehr mit Almuth, und als dies Verbot von dem Sohne nicht beachtet ward, drohte er mit Fluch und Enterbung.

Soweit ließ es der berechnende Luddo Rickmers absichtlich kommen ... Nach seinem Plane sollte der Deich-

graf sich erhitzen und womöglich sich vergehen, dann erst wollte er selbst vor ihn hintreten und dem stolzen Manne erklären, daß er die Verbindung seiner einzigen Tochter wünsche und sie bereits als geschehen ansehe ...

Diese Erklärung hatte Rickmers soeben dem Besitzer des Gräfenhofes gemacht, der vor Aerger braunroth ward ... Als er wieder sprechen konnte, schüttelte er die Hand heftig gegen den Besitzer des Moores und sagte:

„Spare Deine Worte und mache, daß Du aus meinem Hofe kommst! ... Eher fällt der Mond vom Himmel, als daß ich meines Sohnes Hand in die Deiner Tochter lege! ...“

„Schwört nicht, Jochims!“ erwiederte Rickmers. „Vermeßt Euch auch nicht; denn es kann über Nacht Manches anders werden! ... Nachbar Sibbo muß Euch die Geschichte erzählt haben. ..“

„Was hat die Vergangenheit mit heute zu schaffen!“ entgegnete Jochims. „Ich sitze hier als Herr und Eigenthümer mit demselben Rechte, wie mein Vater und Großvater, und von diesem Rechte lasse ich mich weder durch das Gejammer der Weiber, noch durch die Praktiken mir feindlich gesinnter Männer vertreiben! ... Ich bin jetzt Hausmann und Deichgraf, Du bist ein Torfbauer vom Moor ... Gefällt Dir das Wappen derer die vor den Jochims auf diesem Boden Haus hielten,

so schließe die Augen und lasse Dich unter dem alten Steine begraben, der Dich auf einmal so hochmüthig gemacht hat! ..."

Rickmers blieb dem heftigen Manne gegenüber ganz ruhig.

„Ich werde und kann Euch nicht vertreiben," sagte er, „daß ich aber zwei Menschen, die für einander passen, glücklich zu machen suche, gebietet mir die Pflicht ... Ihr habt keinen vernünftigen Grund, in die Ehe Redlef's mit meiner Tochter nicht zu willigen ... Ich stehe nicht unter Euch und ein Bettler bin ich ebenfalls nicht..."

„Deine Nachbarn sind Bettler und ... und nicht die besten Menschen ... Wer neben solchen Leuten wohnt und mit ihnen lebt, wird ihnen gleich! ...

Rickmers Augen glühten zornig, aber er ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Wenn ich im Zorne von Euch scheide, Deichgraf, so ist's Euer Unglück!" sprach er, die Augenbrauen so stark zusammenziehend, daß sie fast ganz die Augen bedeckten.

„Ich werde es tragen, wie ein Mann!" lautete des hochfahrenden Jochims abweisende Antwort.

„Redlef steht auf meiner Seite — das bedenkt! ... Und mit Sibbo liegt Ihr in Streit und Hader! ..."

„Ich weiß, was ich thue und kenne meine Pflichten ... Den Weg in's Moor werd' ich bewachen, und hilft das nicht, ihn unzugänglich machen! ...“

Auf diese Drohung lachte Luddo Rickmers.

„Das möchte ich wirklich erleben,“ sprach er. „Den Weg zu meinem Grund und Boden absperren!“

„Ob es Dir gefällt oder mißfällt, kümmert mich nicht ... Auf meinem Lande kann ich beginnen, was mir behagt ...“

Rickmers schüttelte ungläubig den Kopf.

„Seht Euch vor, Haro Jochims!“ sprach er. „Der Spaten, den Euer Großvater zog, als die Leiche meines Urgroßvatern mit seinen Kindern und Knechten durch die zerrissenen Deiche in die See hinausgespült wurde, stak nur in der Marsch, und nur so weit die Marsch reicht, geht Euer Besitz!“

„Ich kenne genau die Grenzen meines Landes,“ erwiederte der Deichgraf.

„Um so besser ... Dann werdet Ihr sie auch einzuhalten wissen ... Aber noch einmal: Seht Euch vor! ... Die salze Luft erzeugt nicht blos Fieber, sie versteht es auch, Dem Processe in's Haus zu schmuggeln, der sich ihr unvorsichtig aussetzt! ... Macht Euch also, wenn Ihr Ruhe und Frieden wünscht, nicht gar zu viel am großen Kolk zu schaffen! ...“

Gegen den Scheidenden schüttelte Jochims nochmals verächtlich die Hand und sah ihm, am Gitterthor der Gracht stehend, so lange nach, bis er hinter dem hohen Schilf der Kolke verschwand ...

Rickmers schlug den Deichweg ein ... Sein Herz war voll Groll und Zorn gegen den unbeugsamen Deichgrafen, der seinen Sohn täglich härter behandelte und schon wiederholt mit Verstoßung gedroht hatte, wenn Redlef seine thörichte Liebe zu Almuth nicht aufgebe.

Daß Jochims in Güte sich nicht fügen werde, leuchtete Rickmers ein. Gehofft hatte er es eigentlich von Anfang an nicht, nur glaubte er, die Liebe des Vaters zum Sohne werde stärker sein, als die Macht der Gewohnheit, und nach und nach billigere Grundsätze zur Geltung kommen lassen, besonders wenn dem stolzen Hofbesitzer der Beweis geliefert werde, daß die Rickmers uralte in der Marsch angesessene Hausleute gewesen seien, die nur ein furchtbares Nuturereigniß aus ihrem Besitz vertrieben habe.

Jetzt gab Rickmers alle Hoffnung, nicht aber den Plan auf, den er in der Stille, das melancholische Moor tagelang allein durchwandernd, ausgebrütet hatte ... Er war zum Aeußersten entschlossen, um den Stolz des Deichgrafen zu brechen und diesen selbst zu demüthigen ...

Sibbo, in Folge seines langjährigen Streites mit Jochims genau vertraut mit allen Gewohnheitsrechten; welche in der Marsch seit unvordenklichen Zeiten Gesetzeskraft erhalten hatten, war in allen Dingen Rickmers kluger Rathgeber ... Zu ihm ging jetzt der so schnöde Zurückgewiesene ... Die befreundeten Männer, gleiche Zwecke verfolgend, hatten viel mit einander zu reden, und es war bereits völlig Nacht geworden, als Luddo Rickmers endlich den Heimweg antrat. Finster jedoch war es nicht ... Der Mond schien durch flockiges Gewölk, das ein leichter Windhauch vom Meere her landeinwärts trieb ... Ueberdies kannte Rickmers jeden Weg und Steg im Moor und setzte sich daher niemals der Gefahr aus, sich zwischen den zahllosen, sumpfigen Stellen, die einander in der gespenstischen Oede alle ähnlich sahen, zu verirren.

Durch fette Marschwiesen wandernd, erreichte Luddo Rickmers nach einer kurzen halben Stunde die eigentliche Grenze zwischen Marsch und Moor. Das Land hörte auf, fruchtragend zu sein, und doch trug es nicht den Charakter des eigentlichen Moores. In einer Breite von etwa zwei- bis dreitausend Fuß und weit über eine Viertelstunde in der Länge, zog sich zwischen dem Marschboden und den schwarzbraunen Vorsprüngen des wirklichen Moores eine Niederung fort, die ehedem ein unergründ-

licher Sumpf gewesen war. Vor Jahrhunderten mochte das Meer seine Wogen bis hierher gewälzt haben, wo das steil aufsteigende Land seinem Vordringen wehrte. Die rastlos spülende Brandung aber wühlte tiefe Gruben in die Erde, die sich zur Bucht erweiterten, bis durch Anschwemmungen und Wattenbildungen vor derselben eine Insel entstand, sich mehr und mehr vergrößerte und so nach und nach, durch die nachhelfende Menschenhand unterstützt, ein Vorland sich hob, das mit dem schirmenden Deichgürtel sich nach und nach in Marsch verwandelte. Hinter diesem schweren Fruchtboden stand der breite, tiefe Sumpf, übergrünt durch wuchernde Sumpfgewächse zur Wiese und nahm so eine mooràhnliche Gestalt an, die ihm den Namen Wiesenmoor eintrug.

Dieses Wiesenmoor war der Gegenstand des Streites zwischen Jochims und Sibbo. Ersterer behauptete alleiniger Besitzer desselben zu sein und beanspruchte den reichen Heuertrag, den es lieferte. Sibbo dagegen wies aus vorhandenen alten Kaufbriefen nach, daß schon vor der zerstörenden Weihnachtsfluth des Jahres 1717 die kleinere südliche Abzweigung desselben zu seinem, jene Fluth überdauernden Hofe gehört habe.

Mitten in diesen, vielleicht schon seit hundert und mehr Jahren eine unter den Füßen des Wanderers seltsam zitternde Wiese bildenden Moor befand sich die größte

der vielen kraterähnlichen Vertiefungen, an deren Rändern Schilf in üppiger Fülle wuchs, und die vor Zeiten ein einziger großer, mit braunem, eiskalten Wasser erfüllter Kolk gewesen war. Jetzt lief quer durch diesen Kolk die Hauptfahrstraße der Marsch in das Moor; denn die vielen wuchernden Sumpfpflanzen, besonders die Clyceria aquatica, die sich in allen größeren Kolken findet, und auf dem dunkeln Gewässer schwimmende grüne Kreise bildet, welche, wenn der Mensch sie nicht wieder zerstört, mit der Zeit in kleine schwimmende grüne Oasen sich verwandeln, hatten den Kolk großentheils fest überbrückt, so daß man den schwankenden, biegsamen, je nach der Jahreszeit bald steigenden, bald fallenden großen Dobben*) desselben zu Fuß und zu Wagen gefahrlos passiren konnte.

Den großen Kolk nannte das Volk diesen umfangreichen Wasserbehälter im Wiesenmoor, auf dessen Besitz Luddo Rickmers jetzt Anspruch zu erheben fest entschlossen war. Jochims konnte durch Documente nicht beweisen, daß ihm dieses Wiesenmoor gehöre, das offenbar nicht mehr als Marsch zu betrachten war. Ein Rechtsstreit,

*) Dobben heißen die festgewordenen Wiesenflächen der Kolke, die gewöhnlich einen reichen Futterertrag liefern. Sie tragen Pferde und beladene Wagen, sinken aber unter der Last der letzteren tief ein, so daß einiger Muth dazu gehört, die überbrückte unheimliche Tiefe zu betreten.

der zu einer Begutachtung durch Sachverständige führen mußte, fiel aller Wahrscheinlichkeit nach zu Gunsten Rickmers aus, schmälerte das Besitzthum des Deichgrafen und erhärtete zugleich das hohe Alter der Familie Rickmers.

Die tiefe Stille der Nacht unterbrach nur eine aus dem Schilfdickicht dann und wann mit plärrendem Gekrächz auffliegende Beccassine oder der Brüllruf der unsichtbaren Rohrdommel. Dämmernd lag das gebrochene Mondlicht auf Schilf, Dobben und Wasser, das zu beiden Seiten des Weges an einer Stelle des Kolkes die zusammengewachsene Oase sehr einengte. Nur mit Vorsicht konnten einander begegnende Heu- und Torfwagen hier ausweichen.

Rickmers verweilte ein paar Augenblicke an diesem Punkte ... Weithin leuchtete im Dämmerscheine des Mondes das von Salamandern und Karauschen in der Tiefe leicht bewegte Wasser ... Hin und wieder zeigte sich auch ein grün schimmernder Kreis mit weiter Oeffnung in der Mitte, der Anfang eines werdenden Dobben's. Auf der nördlichen Seite des großen Kolks gab es mehrere solcher Wiesenkreise, von denen einige schon zugewachsen waren, der nöthigen Festigkeit jedoch noch ermangelten, um sie gefahrlos betreten zu können ...

„Wenn Jochims schlecht sein will, so kann er mit einigen Spatenstichen diesen Weg zum Moore sperren"

sagte Rickmers halblaut zu sich selbst. „Es wäre ein gewagtes Unternehmen, man würde es ihm aber doch hingehen lassen, wenn ihm Niemand das Eigenthumsrecht an das ganze Wiesenmoor bestreitet ... Kann ich's erzwingen, so soll er daran verhindert werden ...“

„Rickmers trat an den äußern Rand der grünen schwanken Brücke ... Sie sank unter seinen Füßen so tief ein, daß das braune Wasser überquoll und ihm die Stiefeln benetzte ... Schnell entfernte er sich wieder, schritt rascher aus und stand nach einigen Minuten auf dem festen Boden des Moores, das er als sein unbestrittenes Eigenthum betrachten konnte ...

Erst nach Mitternacht erreichte er seine Wohnung, wo Almuth's Mutter, die stille, sinnige Imke, ihn beim Wollspinnrade erwartete.

„Du hast nichts ausgerichtet bei Redlefs Vater,“ redete Imke den Gatten an, dem die Sorgen, die ihn drückten, auf das gebräunte Gesicht geschrieben standen. „Ich habe es erwartet ... Arme, bethörte Almuth! ...“

„Fasse Muth und vertraue Gott!“ erwiederte Luddo. „Unser Kind soll weder bethört, noch unglücklich werden! ... Ich bin einig geworden mit Sibbo ... Ehe die Sonne zweimal auf- und untergeht, ist Jochims verklagt ... Ich weiß, er wird wüthen, er wird Summen über Sum-

men bieten, um die Gerichte günstig für sich und seine Sache zu stimmen, aber ich bin gewiß, daß er den Proceß noch vor dem nächsten Frühjahre verliert ... Dann ist er um ein großes Stück Land ärmer, und in meiner Macht steht es, ihm den Zugang in's Moor zu sperren ... Darauf kann er es nicht ankommen lassen, mithin muß er sich mit mir vertragen und die Bedingungen eingehen, unter denen er Frieden mit mir und Sibbo haben soll."

Imke suchte ihrem Gatten durch Fragen das Geheimniß zu entlocken, von dem er sich eine Gesinnungsänderung des störrischen Deichgrafen versprach, Luddo aber weigerte sich dessen so bestimmt, daß die nachgiebige Frau gerne darauf verzichtete.

„Ich will Alles ertragen, wenn unser Kind nur glücklich wird und wir in Frieden unser Leben beschließen können," sprach sie, den Gatten ungläubig anblickend.

„Almuth wird glücklich und Du sollst noch schöne Tage sehen, die Du hier oder in der Marsch zubringen kannst, wo es Dir nun am besten gefallen wird," versetzte vertrauensvoll Luddo. „Geduld und Vorsicht aber müssen uns Führer in den nächsten Monaten sein; denn Jochims ergibt sich nicht, ohne vorher zu allen Finten seine Zuflucht genommen zu haben ... Du wirst also zuerst Al-

muth ermahnen, daß sie sich still verhält und sich nicht abgrämt, wenn Redlef in den nächsten Wochen unserm Hause fern bleibt."

„Ist das unerläßlich?"

„Es ist es! ... Habe ich Dein Wort, daß Du meinen Willen thust?"

Imke umarmte den Gatten, reichte ihm die Hand und besiegelte ihr Versprechen durch ein paar Thränen, die sie lächelnd zwischen den Wimpern zerdrückte.

VI.

Ein nächtliches Werk.

Mit dem Tage, an welchem der Besitzer des Gräfenhofes die Gewißheit erhielt, daß Luddo Rickmers klagbar gegen ihn geworden war, trat zwischen Jochims und dessen Sohne ein höchst gespanntes Verhältniß ein. Der stolze Vater konnte es Redlef nicht vergeben, daß dessen thörichte Neigung zu Almuth, die in seinen Augen als die Tochter eines Torfbauers im Moor dem reichen Erben nicht ebenbürtig war, ihn mit Rickmers in einen wahrscheinlich lange dauernden Streit verwickelt hatte. Allerdings wäre eine Schlichtung desselben leicht gewesen. Jochims durfte nur erklären, daß der Verehelichung seines

Sohnes mit Almuth nichts entgegenstehe, und sofort ließ Rickmers die Klage fallen und ward des Deichgrafen zuverlässigster Freund. Zu einem solchen vernünftigen Nachgeben konnte und wollte sich der stolze Mann nicht entschließen. All' sein Streben ging nur dahin, Redlef von Almuth fern zu halten, dadurch seine Neigung zu dem jungen Mädchen, das zu sehen er mit Hartnäckigkeit sich weigerte, zu unterdrücken, und den mürrischen Rickmers auf alle Weise zu ärgern . . .

Es verging selten ein Tag, wo er nicht an die Grenze des streitigen Stückes Land hinausging, wo die Marschwege zusammenliefen und als mittelbreite Fahrstraße das Wiesenmoor nebst den Dobben des Kolkes durchsetzten. Von Gerichtswegen war den streitenden Parteien gleich beim Beginn des Processes jede Handlung auf dem Erdstücke untersagt worden, aus welcher sich ein Eigenthumsrecht an dasselbe hätte nachweisen lassen. Luddo Rickmers war damit ganz einverstanden, während Haro Jochims dieß Verbot entsetzlich verdroß. Die ganze Nutznießung des Heu- und Schilfertrages, welche Moor wie Kolk lieferten, ging ihm damit verloren.

Mehr noch fühlte sich der hochfahrende Mann durch das Ansinnen des Gerichtes beleidigt, den Erdstrich, welcher Veranlassung zu einem Processe so eigenthümlicher Art gab, in Gegenwart aller Betheiligten durch eine

Commission Sachverständiger besichtigen zu lassen. Dieses Verlangen brachte ihn Angesichts des Gegners entschieden in Nachtheil. Rickmers nämlich wies sowohl aus den Aufzeichnungen, welche die Familie Sibbo über die Weihnachtsfluth von 1717 aufbewahrte, wie aus den noch vorhandenen Wappenschildern an dem allerdings längst veräußerten Kirchenstuhle unbestreitbar nach, daß alles Land, welches gegenwätig dem Gräfenhof zugehörte, bis zu jener verhängnißvollen Weihnachtskatastrophe im Besitz seiner Vorfahren gewesen sei. Die Vorväter Jochims dagegen über diesen Zeitpunkt hinaus waren nicht zu ermitteln. Selbst der hochmüthige Deichgraf konnte nicht die geringste Auskunft über sie geben ... Erst der muthige Mann, welcher als Schiffbrüchiger den Spaten aus den verheerten Marschländereien zog und sich dadurch uraltem Brauche nach rechtskräftig in deren Besitz setzte, hatte die Familie Jochims in das Küstenland gebracht und ein neues Hausmannsgeschlecht ohne Wappen und Hauszeichen daselbst gegründet.

Bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft mit den Sachverständigen am großen Kolk, sah Haro Jochims zum ersten Male die Tochter seines Widersachers, die neben Luddo Rickmers auf der Verengerung des Dobbens stand, über welchen die große Fahrstraße aus der Marsch in das höher gelegene Moor lief. Almuth war eine zu liebliche Er=

scheinung, um dem Deichgrafen zu mißfallen. Zwar ließ er sich nichts von den Gefühlen merken, die ihn bewegen mochten, schon aber, daß sein Blick mehrmals zu dem bescheidenen jungen Mädchen wieder zurückkehrte, die ihr Herzensweh noch anmuthiger erscheinen ließ, erfüllte Redlef, welcher den Vater ebenfalls begleitete, mit Hoffnungen.

Sprechen konnten sich die Liebenden nicht. Eine Annäherung zwischen den beiden Gegnern fand nicht statt. Die Commission nahm nur einen möglichst genauen Umriß des Marsch- und Wiesenlandes auf, welches letztere entschieden aus einer Moorbildung bestand, und zog sich, als dies geschehen war, ohne vorläufig ein Gutachten abzugeben, wieder zurück. Das Verbot in Bezug auf die Nichtbenützung des ganzen Landstriches vor Austrag der Sache blieb aber in Kraft.

Nicht so erbittert und geärgert, als Haro Jochims am hohen Mittage zu dem verhängnißvollen Kolk gegangen war, kehrte er Abends in seinen stattlichen Hof zurück. Redlef nahm diese mildere Stimmung des Vaters für ein günstiges Zeichen. Er hielt sein Herz für erweicht und glaubte die Stunde gekommen, in der er mit der ganzen Wärme seiner Empfindung sich offen gegen den Vater aussprechen könne.

„Mach' ein Ende, Vater!" redete er den Deichgrafen an, als dieser ihm beim Abendtisch das volle Trinkglas

reichte, was er lange nicht mehr gethan hatte. „Wie alle Menschen, mußt auch Du Almuth gut sein ... Wir können allesammt glücklich werden und in Frieden neben einander wohnen, wenn Du Dich nachgiebig zeigst ... Das Wiesenmoor gehört uns doch einmal nicht ...“

„Aber es soll uns gehören und mir rechtskräftig zugesprochen werden!“ entgegnete heftig der durch diese dreisten Worte des Sohnes gereizte Deichgraf. „Und müßte ich etwas Unerhörtes thun, das Wiesenmoor gebe ich nicht auf! ...“

„Wir haben kein Recht darauf, Vater! ... Auf den Gesichtern aller Sachverständigen war es zu lesen, daß sie die Ansprüche Rickmers gerechtfertigt finden ... Und wir sollten uns bescheiden, Vater, und zufrieden sein! ... Es ist doch nur eine wunderbare Fügung Gottes, die uns hierher gebracht hat! ... Ohne das schreckliche Unglück im Jahre 1717 würde uns hier keine Scholle gehören ...“

„Du bist so nachgiebig, daß ich mich Deiner schäme!“ rief der alte Jochims. „Erobert mit der Kraft unserer Hände haben wir diesen Boden, den ein Schwächling preis gab, weil er sich nicht rühren mochte ... Was dieser Schwächling an den Seinigen dadurch verbrochen, daß lasse jetzt seine Nachkommen tragen! ... Ja wohl, mit alten Wappen und Runenzeichen wissen sie gar herr-

lich zu prahlen, für mich aber haben diese keinen Werth ... Der Spaten, den sie in die Erde stießen, an deren Bebauung sie verzweifelten, hat sie für alle Vernünftigen auf ewige Zeiten zerbrochen! ..."

„Das Gericht und die Sachverständigen werden ein anderes Urtheil abgeben," fiel Redlef ein.

„Dann verwerfe ich es als ein freier Hausmann und handle so, wie meine Ehre gebietet!" drohte Jochims.

Redlef richtete sein Auge bittend auf den Vater.

„Du würdest Dir selbst durch so übereiltes Vorgehen nur den meisten Schaden zufügen."

Jochims lachte.

„Ich bin nicht bange," versetzte er, „und besitze das muthige Herz des Mannes, der von einer zerbrochenen Schiffsplanke auf ein fruchtbares Ackerland sprang, um es nicht wieder aufzugeben ... Gehört mir das Moor nicht, nun gut, so werde ich Marsch daraus machen! ..."

„Willst Du den Deich durchstoßen?" sagte erschüttert der Sohn.

Des Vaters strenger Blick gebot ihm Schweigen.

„Ich frevle nicht," sagte er mürrisch, „meiner Haut aber werde ich mich wehren, so *lange* ich es vermag, und am liebsten auf Kosten des Bauers vom Moor, der sich

einbildet, seine Dirne sei mehr, als eines Deichgrafen Tochter!“

Redlef betrübte und verletzte dies letzte Wort des Vaters ... Widersprechen mochte er nicht, ebenso wenig lag ihm daran, eine Unterhaltung fortzusetzen, die für ihn kein gewünschtes Resultat liefern konnte. Er stand deshalb auf und schritt der Thüre zu ...

„Wohin willst Du?“ rief der Vater Redlef nach.

„In's Freie; hier wird mir die Luft zu eng,“ lautete Redlef's trotzige Antwort.

„Du gehst mit Gedanken um, die ich mißbillige ...“

„Um so mehr wäre ich dann Dein Sohn! ...“

Auch Jochims erhob sich, doch blieb er am Tische stehen.

„Ich halte mein Versprechen!“

„Ich ebenfalls,“ gab der Sohn zurück.

„Mir, oder ...“

„Dir und Almuth,“ fiel Redlef ein. Dein Widerwillen gegen Luddo's Tochter hat keinen Sinn, und wenn Du auf Deinem Willen beharrst, so verzichte ich auf Alles und ... gehe in's Moor!“

Jochims gab keine Antwort ... Er setzte sich wieder an den Tisch und deckte beide Hände über sein Gesicht ... Redlef wartete noch eine Weile, ehe er die Thür aufstieß ... Als diese zufiel, sah der Deichgraf auf und

horchte . . . Die Schritte des Sohnes verloren sich schnell auf der großen Diele, die nach dem Vorplatze des Hofes führte . . .

Noch wartete Harc Jochims eine Weile, ehe er dem Sohne folgte . . . Als er später ebenfalls ins Freie trat, war Redlef nirgends zu finden . . . Auf der dunkeln Linie des Deiches, hinter welchem die Brandung der anschwellenden Fluth rauschte, zeigte sich kein menschlicher Schatten. Diese Richtung konnte demnach Redlef nicht eingeschlagen haben . . .

Jochims öffnete das Thor der Hofumhegung und überschritt die Gracht, um den Fußpfad bis an die nächsten Kolke zu verfolgen. Aber auch hier entdeckte er nicht die Spuren des Sohnes . . . Kopfschüttelnd kehrte er um und eilte in seinen Hof zurück.

„Er macht seine Rede wahr," murmelte Jochims vor sich hin, „und geht in's Moor! . . . So will ich dem Ungehorsamen den Rückweg verlegen und Rickmers matt setzen! . . ."

Einige Minuten später huschte der Deichgraf auf leisen Sohlen zwischen den Kolken fort, scheu und furchtsam nach allen Seiten spähend, als wandele er auf bösen Wegen . . . Auf der Schulter trug er einen breiten Spaten, dessen Stahlbeschlag in der Dunkelheit glänzte . . . Von dem singenden und schwirrenden Schilfrohr der Kolke

gedeckt, erreichte er das Wiesenmoor ... Hier rastete er eine Weile, ehe er auch dieses überschritt und endlich in dem Schilfdickicht verschwand, welches den Dobben des Kolkes wie üppig wucherndes Unterholz auf allen Seiten umgab ...

VII.

Vertrieben.

Von der Besichtigung der streitigen Ländereien war Almuth betrübt und niedergeschlagen, ihr Vater dagegen voll Hoffnung und in seiner Art fröhlich zurückgekehrt. Die Traurigkeit des jungen Mädchens ließ sich leicht erklären. Sie hatte an diesem Tage nach mehreren Wochen zum ersten Male ihren Verlobten wieder gesehen, und fürchtete, es könne eine noch längere Zeit vergehen, ehe sie dieses Glückes abermals theilhaftig werden möge. Denn daß der hartnäckige Deichgraf seinen Sinn ändern werde, darauf zu hoffen war jetzt noch weniger Aussicht, als früher.

Luddo Rickmers rechnete anders ... Er wußte bereits, daß die Entscheidung der Commission günstig für ihn lauten werde ... Es gab in der ganzen Geschichte der Marsch kein einziges Beispiel, daß anderes als frucht-

tragendes Kornland durch das Ausziehen des Spatens in fremden Besitz übergegangen war. Erhielt aber Rickmers das Wiesenmoor zugesprochen, so konnte er es in Bezug auf den Werth des ihm zugehörenden Landes mit dem Besitzer des Gräfenhofes aufnehmen. Es war sogar anzunehmen, daß Jochims seine gehässigen Gesinnungen dann alsbald aufgeben und in ein Pachtverhältniß zu ihm treten werde; denn ohne Eigenthümer des Wiesenmoores und der futterreichen Dobben am Kolk zu sein, konnte der Gräfenhof seinen Viehstand unmöglich erhalten.

Rickmers fühlte daher zwar innige Theilnahme mit dem Kummer seiner Tochter, in Hinsicht auf eine bessere Zukunft aber betrübte er ihn nicht ...

Redlef hatte bis dahin nicht gegen das Gebot des Vaters gehandelt, und Rickmers, welcher das Fernbleiben des jungen Mannes vonseiner Wohnuvg unter den einmal obwaltenden Umständen für zweckmäßiger hielt, billigte dasselbe. So oft Almuth darüber klagte, und wohl auch manchmal Thränen in ihren Augen blinkten, ermahnte er sie zur Geduld, machte aber nur wenig Worte, da er weinende Frauen nicht gern sah.

Alter Gewohnheit nach blieb Rickmers nicht tief in die Nacht hinein wach. Die Thüre des Hauses ward nicht verschlossen, sondern nur mittelst eines beweglichen

Holzwirbels von innen verriegelt. Fensterladen gab es ebenfalls nicht, weil sie in der Einsamkeit des Moores, das beutegierige Menschen wenig anlocken konnte, ein Luxus gewesen wären. Des Nachts wagte sich ohnehin kein Mensch in diese Gegend, von der sich das Volk eine Menge schrecklicher Vorgänge und grausiger Sagen zu erzählen wußte.

Almuth, obwohl körperlich erschöpft, war geistig doch zu aufgeregt, um schlafen zu können ... Sie lag wachend mit geschlossenen Augen auf ihrem Lager und dachte an Redlef ... Seufzen durfte sie nicht, weil sie dadurch die Eltern in ihrer Ruhe gestört haben würde, stilles Weinen aber konnte ihr Niemand wehren. Bald auch entströmte ein so reichlicher Thränenerguß ihren Augen, daß der Pfühl davon naß ward ... Die Thränen aber erleichterten die Brust des jungen Mädchens, und mit der Milderung des Kummers, der sie bedrückte, erschien ihr die Zukunft nicht mehr so völlig lichtarm, wie am Abend auf dem Heimwege ...

Nach einiger Zeit gaukelten sogar heitere Bilder vor ihrer Seele ... Die Gestalt des Geliebten, den sie im Gedanken zu sich rief, trat in den Gesichtskreis ihrer Phantasie. Selbst die Stimme Redlef's, der ihr zärtliche Namen gab, glaubte sie zu hören ... Die lispelnden Laute des geliebten Freundes erquickten sie ... Sie hörte

angestrengt, mit angehaltenem Athem, und vernahm jetzt wirklich verständliche, leise gesprochene Worte, die nur Redlef an sie richten konnte . . .

Unter starkem Herzklopfen richtete sich Almuth auf ihrem Lager auf und kehrte das Gesicht dem nahen Fenster zu . . . Eine schattige Gestalt bewegte sich vor demselben, während jetzt ganz deutlich ihr Name genannt wurde . . .

Almuth hätte beinahe vor Freude laut aufgejubelt, doch unterließ sie es, der nebenanschlafenden Eltern gedenkend. Dem Geliebten zuwinkend, warf sie sich schnell in die Kleider, entriegelte die Thür und schlüpfte hinaus, wo Redlef sie mit offenen Armen empfing.

„Ich muß Dich sprechen,“ redete der Sohn des Deichgrafen die heftig Bewegte an und zog sie mit sich fort nach dem freien Haideplatze, von dem aus der größte Theil des Moores zu übersehen war. „Der Vater hat mich so gut wie verstoßen! . . . Er giebt nicht nach; er wird sich auch dem Urtheilsspruche des Gerichtes nicht fügen! . . .“

„O, meine Ahnung!“ seufzte Almuth und lehnte ihren Kopf an die Brust des Freundes. „Und der Vater ist hoffnungsvoller denn je! . . .“

„Verzage nicht, Geliebte!“ fuhr Redlef tröstend fort. „Du gehörst mir und wirst mein auch ohne des Vaters

Einwilligung! ... Den entscheidenden Spruch nur warte ich ab ... Ist dieser gefallen, dann trete ich noch einmal vor den Vater und bitte um Erhörung meiner Wünsche ... Ein verneinendes Wort treibt mich aus dem Hause ... Bei Sibbo, den ich deshalb schon gesprochen habe, finde ich so lange ein Unterkommen, bis wir uns verheirathen können ... Das Moor hat Raum genug zur Erbauung eines Hauses, das unseren kleinen Bedürfnissen entspricht. Du bist an bescheidene Ansprüche gewöhnt, und mir genügt es, wenn ich unter Deinen Augen arbeiten, für Dich sorgen und am Abend von den Mühen des Tages mich an Deiner Seite erholen kann ... Die Einsamkeit erträgt mein Vater nicht ewig ... Das Alter wird ihn milder und nachgiebiger machen ... Und sieht er erst, daß wir glücklich zusammenleben, so besinnt er sich wohl auch noch früher."

Almuth hörte dem Freunde gern zu und war mit jedem Vorschlage desselben, noch ehe sie ihn vernahm, einverstanden. Dennoch erfüllte sich ihr Herz mit banger Ahnung ... Sie konnte nicht glauben, daß der stolze Deichgraf den ihm wiederstrebenden Sohn unbehindert seines Weges werde ziehen lassen ... Diese Bedenken waren es auch, die sie dem Geliebten nicht verschwieg.

Redlef aber wußte sie auch darüber zu beruhigen.

„Der Vater wird sich in seinem Aerger vergehen",

sagte er, „und gerade dieses Vergehen soll uns zu Gute kommen ... Was er vor hat, das weiß ich nicht, daß er sich aber mit einem Plane trägt, von dem er erwartet, es werde derselbe der ganzen Streitfrage eine andere Wendung geben, konnte ich aus seinen letzten sonderbaren Aeußerungen entnehmen ... Wahrscheinlich ist er mir nachgeschlichen und wartet, bis ich zurückkehre ... Ich will mich deshalb nicht lange aufhalten ... Zwar bin ich im Moore vor jeder Verfolgung sicher, da es der Vater des Nachts niemals betritt ... An der Grenzscheide aber treffe ich ihn gewiß ... Weil ich ihm aber heute im Freien lieber nicht mehr begegnen möchte, schlage ich den Umweg über den Geestvorsprung ein und erreiche so den Hof, ohne die Wege zwischen den Kolken betreten zu müssen."

Almuth schlug Redlef vor, er solle den nächsten Morgen abwarten, und wollte zu diesem Behufe ihre Eltern wecken. Diesem Vorschlage jedoch widersetzte sich Redlef mit Entschiedenheit.

„Der Vater darf sich vergehen, nicht ich", entgegnete er. „Ich gab ihm das Wort, nie eine ganze Nacht auszubleiben. Diesem Versprechen muß ich nachkommen... Im Hause soll er mich suchen, nicht zwischen Schilf und Moor!..

Redlef war nicht zu halten ... Almuth gab ihm

das Geleit über die nächsten Gruben hinaus und schied unter wiederholten Umarmungen . . . Sie stand noch auf der moosigen Höhe, als die Gestalt des Geliebten schon kaum mehr in dem wallenden Nebel, der aus den tiefer gelegenen Brüchen des Moores aufstieg, zu erkennen war . . .

Es mochte nahe an Mitternacht sein, als Redlef den väterlichen Hof wieder betrat . . . Der Vater war nicht daheim, wie er sogleich bemerkte. Diese Entdeckung erfüllte ihn mit Zuversicht . . . Er ging in seine Kammer und legte sich nieder . . . Nach einer halben Stunde etwa hörte er den Schritt des Vaters, der hart auftrat und vorsichtig einen schweren Gegenstand, der einen dumpfen, klingenden Ton von sich gab, auf die Diele stellte . . . Darauf ward die Thüre seiner Kammer leise geöffnet und Jochims lauschte durch den Spalt. Redlef hustete, bewegte sich aber nicht, weil er die Anknüpfung eines Gesprächs nicht wünschte. Jochims schien zufrieden zu sein, wenigstens hörte ihn Redlef unmittelbar nachher ebenfalls in sein Schlafgemach gehen . . .

Wie gewöhnlich, stand der Sohn des Deichgrafen am anderen Morgen früh auf und inspicirte, wie ihm dies vom Vater seit Jahren aufgetragen war, den ganzen Hof nebst allen am Tage vorher gebrauchten Geräthschaften. Er fand Alles in Ordnung; denn Jochims war

ein sehr accurater Mann, der streng auf seine Befehle und Vorschriften hielt. Nur der Spaten, welcher in der äußersten Ecke der großen Diele lehnte, fiel ihm auf und machte ihn nachdenklich ... Es konnte dies Instrument nur sein eigener Vater gebraucht und hieher gestellt haben ... War dies der Fall, so erklärte sich der dumpfe hallende Ton, den er in der vergangenen Nacht vernommen hatte ... Bei genauerer Ansicht des Spatens gewahrte Redlef Spuren frischer Erde nebst allerhand Wurzelgefaser daran, wie es sich in moorigem Boden findet.

„Was kann der Vater so spät in der Nacht wohl noch gegraben haben!“ sprach er zu sich selbst, ohne den Spaten zu berühren. Der Deichgraf wünschte jedenfalls daß er da stehen sollte, wo Redlef ihn vorfand. Auf die sich vorgelegte Frage mußte er sich aber die Antwort schuldig bleiben.

Die Arbeiten in der Nähe des Deiches hielten den Sohn bis gegen Mittag fern vom Hofe. Als er zurückkam, war der Spaten verschwunden und Redlef fand ihn, von Erde und Wurzeln gesäubert, an seinem gewöhnlichem Platze.

Haro Jochims erwähnte der Vorgänge des verflossenen Tages mit keiner Silbe, was Redlef ebenfalls Schweigen auferlegte. Ihm lag nur daran, zu ermitteln, wo

und zu welchem Behufe sein Vater ganz allein und noch so spät in der Nacht auf seinem Grund und Boden gegraben haben mochte! ... Die Gräben in unmittelbarer Nähe des Hofes waren in bestem Zustande. Auch fand man selbst in solchen, welche etwa zwischen den Aeckern einer Vertiefung bedurft hätten, weder Moorboden noch Wurzelgefaser, wie der Spaten es zeigte.

Redlef stellte, sobald es seine Zeit erlaubte, Untersuchungen an, zuerst an den Säumen der schilfigen Kolke, später unterhalb der Außenseite des Deiches ... Hier gewahrte er auf einem schmalen Stücke Vorland, das moorig war, und durch Anschlickung sichtlich wuchs, frische Spatenstiche und eine Menge aufgeschichteter Grassoden, wie man sie bei der Verbesserung schadhaft gewordener Deichbossirungen zu verwenden pflegt ... Zwar hatte er den Vater nie früher mit solcher Arbeit sich beschäftigen sehen, die einem besonders dafür gedungenen Arbeitsmanne oblag, da aber Redlef auf andere Weise sich die Benutzung des Spatens, den der Deichgraf zu diesem Behufe ja auch einen Dritten geliehen haben konnte, nicht zu erklären vermochte, so beruhigte er sich dabei nothgedrungen. Weitere Nachforschungen nämlich mußte er unterlassen, da sich das Wetter plötzlich änderte, und die traurige Herbstzeit mit unaufhörlich herabströmenden Regengüssen noch vor Abend sich einstellte ...

Bei anhaltendem Regenwetter verwandeln sich die meisten Marschwege sehr bald in unzugängliche Sumpflachen, die Jeder meidet, wenn er es irgend machen kann. Wochenlang sitzen dann die Hausleute auf ihren großen Höfen, welche durch die sie umgebenden Grachten in vollständige Inseln verwandelt werden ... Die Kolke schwellen mehr und mehr an und treten endlich über ihre vom Schilf umrauschten Ufer... Mit den steigenden Gewässern heben sich zu solchen Zeiten auch die Dobben, welche die größeren Kolke, wie schon bemerkt, zum Theil überbrücken. Dadurch werden sie meistentheils unzugänglich, wenigstens versuchen nur einzelne waghalsige Menschen eine solche auf dem tiefen, eiskalten Wasser schwimmende Rasenbrücke zu überschreiten. Mancher findet bei solchem Versuche den Tod und versinkt spurlos in die unergründliche Tiefe ...

Redlef verkehrte in dieser Zeit nur mit Sibbo, den er bisweilen, den hohen Seedeich entlang wandernd, besuchte. Das Moor war völlig unzugänglich geworden, denn alle Wiesen unterhalb des Geestevorsprunges standen unter Wasser, und das Wiesenmoor glich von ferne einem mittelgroßen See, aus dem nur das gewaltige Kreisrund des Schilfdickichts hervorragte, welches die Grenzen des Kolkes bezeichnete.

Gegen Sibbo äußerte Redlef seine Verwunderung,

über diesen ungewohnten Anblick des Wiesenmoores ... Es hatte nicht stärker geregnet, als in früheren Jahren, nie zuvor aber erinnerte sich Redlef, es so völlig überfluthet gesehen zu haben ... Sibbo mußte dies zugeben, fand es indeß nicht besonders auffallend.

„Entweder haben sich lang verhaltene Quellen im Hochmoor geöffnet," sagte er, „oder die Ueberschwemmung rührt von der Vergrößerung der Dobben auf dem Kolk her, welche den aufsteigenden Wassern den Abfluß wehren ... In den nächsten Tagen will ich mich doch hinauswagen. Du kannst mich begleiten!"

„Darauf muß ich verzichten," erwiederte Redlef. „Seit ich das Moor nicht mehr betreten kann, ist der Vater zugänglicher geworden, und ich darf mich wieder mit ihm unterhalten ... Anlaß zu Argwohn möcht' ich ihm nicht gern geben ... Ich bleibe also lieber still daheim und lasse die Zeit auf ihn wirken ... Zum Winter, wenn die Gewässer zufrieren, wird die Streitfrage entschieden sein. Verliert dann der Vater das Wiesenmoor, mache ich einen letzten Versuch ... Mißlingt auch dieser, so habe ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan und brauche mir, ist ein gänzlicher Bruch unvermeidlich, keine Vorwürfe zu machen ..."

So sprechend, verließ Redlef den Hof des Nachbars

Auf dem Rückwege schon gewahrte er die Anzeichen eines nahen Sturmes, dem er als Küstenbewohner unter den obwaltenden Verhältnissen mit Besorgniß entgegensah, weil nach dem langen Regenwetter hohe Fluthen das Wasser in den Kanälen aufstauen mußten, welche an sich doch dazu angelegt und bestimmt sind, es durch Schleußen dem Meere zuzuführen ...

Am andern Morgen begaben sich die meisten Hofbesitzer schon frühzeitig auf den Deich, um sich über den Stand der Dinge zu vergewissern. Redlef war einer der Ersten, welcher den Deich entlang schritt, mühsam gegen den heftigen Westwind ankämpfend ... Es hatte die ganze Nacht hindurch heftig geweht und alles Wiesenland nach dem Moore zu stand unter Wasser. Nur einzelne Stellen hoben sich aus demselben empor und schienen in der Entfernung höher geworden zu sein, eine Erscheinnng, die sich der Erbe des Gräfenhofes nicht zu erklären vermochte ... Da kam ihm auf halbem Wege Sibbo in großer Eile entgegen, gefolgt von einer Menge Männer, welche zusammengerollte Taue, zugespitzte Pfähle, Aexte und schwere Schlägel trugen.

„Was soll das?" redete Redlef den Nachbar an, erschrocken über dessen Aussehen, das ihm nichts Gutes weißsagte.

„Ist der Deichgraf am Strande?" lautete die Gegenfrage Sibbo's.

„Du triffst ihn daheim . . . Er hat den Hof noch nicht verlassen . . ."

„Dann wollen wir ihn nicht stören . . . Folge mir! . . . Der Weg durch die Kolke ist noch gangbar, aber Eile thut Noth, soll großes Unglück vermieden werden . . ."

„Was ist geschehen?" fragte Redlef, an Sibbo's Seite vom Deiche in die Marsch hinabsteigend.

„Die Dobben des großen Kolks sind ins Treiben gerathen . . ."

„Unmöglich! . . . Sie steigen und fallen mit dem Wasser, aber sie bilden ja schon seit langen Jahren eine feste, mit dem Lande zusammenhängende Masse . . . Im August trugen sie die schwersten, mit vier Pferden bespannten Getreidewagen . . ."

„Eine verhängnißvolle, schwere That hat sie in's Treiben gebracht," erwiederte Sibbo. „Du erzähltest mir neulich von Deines Vaters Spaten! . . . Wenn sich's beweisen ließe, das er heimlich am Kolk gearbeitet hat . . ."

Redlef schwamm es vor den Augen . . . Wie ein erstickender Alp legte sich die nächtliche That des Vaters, die eine Erklärung des ihm unverständlich gebliebenen

Drohwortes am Abend des Besichtigungstages enthielt, auf seine Brust, und er begriff die ganze Schwere derselben, da sie eine völlige Umgestaltng der streitigen Landstrecke zur Folge haben mußte . . .

„Es wäre ein Verbrechen!“ stammelte er entsetzt.

„Ein Verbrechen, das ihn zwingen könnte, das Instrument, mit dem er es beging, in die Erde zu stoßen, wenn er der That zu überführen ist! . . .“

Schweigend schritten die Männer zwischen den Kolken fort nach dem Wiesenmoor . . . Sie waren mehrmals genöthigt, über stark strömende Gräben mit Hilfe ihrer Klutstöcke zu springen und bis fast an's Knie durch Stauwasser zu waten . . .

Endlich erreichten sie das Schilfgehege des großen Kolkes, über dessen Ufer die Wasser schossen und oft zerstückte Wiesenmoorreste mit sich führten . . . Noch aber war das Zerstörungswerk erst im Entstehen begriffen und einem weiteren Umsichgreifen desselben durch rasches Einschreiten vorzubeugen.

Alle Dobben des Kolkes waren im Steigen und wurden nur durch die dichte Schilfwand am Ausbrechen durch die fruchttragenden Aecker der Marsch verhindert. Es zeigte sich aber auf den ersten Blick, daß nicht ein bloßer Zufall oder ein Naturereigniß die Lösung der Dobben vom Lande verursacht hatte, sondern daß die

Hand eines offenbar in böser Absicht handelnden Menschen Schuld daran sei.

Vorsichtig, aber tief war der Dobben an beiden Ufern des Kolkes in regelmäßigen Zwischenräumen dreimal durch Spatenstiche durchstoßen . . . Hier klaffte jetzt, wo das schwimmende Moorwiesenland auf den schwellenden Gewässern sich hob, die weiche Erde auseinander und sprudelnde Quellen zerstörten und zerrissen es von unten auf, die leichteren Stücke absondernd und ausstoßend. Es unterlag keinem Zweifel, daß bei anhaltender Hochfluth, welche von selbst die Spülschleußen der Canäle schloß und das Stauwasser im Lande festhielt, die Dobben großentheils zerrissen und die einzelnen Stücke derselben vielleicht in großen Massen auf die nächsten Aecker fortgespült werden mußten . . .

„Es ist des Deichgrafen Werk!“ sprach Sibbo, als er am Eingange zum Kolke stand und hier den langsam sich erweiternden tiefen, braunen Schlund vor seinen Füßen sich öffnen sah, wo vor wenigen Tagen noch tiefe Wagenspuren das Vorhandensein einer stark benutzten Verbindungsstraße anzeigten. „Mit Gottes Hilfe wollen wir es unschädlich machen . . . Vorwärts! Wer Muth hat, folge mir!“

Den Springstock auf den zitternden Dobben setzend schwang Sibbo sich über den gähnenden Schlund. Redlef

und einige Andere folgten seinem Beispiele, die Uebrigen blieben zurück auf dem festen, aber jetzt mit fußtiefem Wasser bedeckten Wiesenmoor.

Nun wurden mit gewaltigen Schlägen mehrere der mitgebrachten starken Pfähle hüben und drüben in die Erde getrieben und kreuzweise durch hanfene Taue unter einander verbunden, um den treibenden Dobben auf landesübliche Weise fest auf dem Wasser zu halten. In den meisten Fällen gelingt eine derartige Befestigung schwimmenden Landes vollkommen, das schnell wieder mit der festen Erde zusammenwächst, wenn das Wasser sich verläuft und der Dobben auf sein früheres Niveau herabsinkt.

An vier verschiedenen Stellen ward, so am Kolk die muthwillig durchstoßene Erde von Sibbo und seinen Leuten gebunden. Diese schwere Arbeit beschäftigte die Männer bis über die Mittagsstunde hinaus. Da endlich durfte man den Dobben für gesichert halten.

„Nun kehre zurück in den Gräfenhof,“ sprach Sibbo zu Redlef, „und erzähle, von wannen Du kommst, was Du gesehen und gethan hast ... Ich gehe auf's Moor, um Rickmers zu unterrichten. Beide vereint werden wir dann den Deichgrafen verklagen! . . .“

Am Spätabend dieses Tages fand Sibbo den Sohn Haro Jochims' bei seiner Heimkehr aus dem Moor auf

seinem Hofe. Der Vater hatte ihn aus dem Hause gewiesen . . .

VIII.

Auf dem Dobben.

Von Stunde an blieb aller Verkehr zwischen Redlef und dessen Vater abgebrochen. Der Sohn war von dem starrsinnigen Manne factisch enterbt . . . Die Vermittelung seiner verheiratheten Schwester, mit deren Hochzeitstage der Unfriede im Gräfenhofe sich einzuschleichen begonnen hatte, führte zu keiner Versöhnung . . . Haro Jochims wollte den Sohn nur wieder sehen, wenn er zuvor und für immer Almuth entsage, die er nie und nimmer als Schwiegertochter die Schwelle seines Hauses werde betreten lassen . . .

Diesem Verlangen konnte sich Redlef nicht fügen. Er blieb deshalb bei Sibbo, besuchte häufig seine Braut und traf alle Vorkehrungen zu seiner Verheirathung, die gleich nach Ostern stattfinden sollte.

Inzwischen traf die Entscheidung des Gerichtes ein, dessen Vorladungen der stolze Deichgraf in Folge der wider ihn erhobenen neuen Klage zähneknirschend zu verschiedenen Malen hatte Folge leisten müssen. Der Besitz

des ganzen Wiesenmoores sprach diese dem urspünglichen Eigenthümer auch der Marschländereien, Luddo Rickmers und dessen Erben zu . . .

Haro Jochims ward durch diesen Urtheilsspruch nur noch erbitterter und zog sich fortan, wie man allgemein glaubte, über einen Racheplan brütend, von jeglichem Umgange zurück. Der ihm schuld gegebenen Durchstechung des Dobbens konnte er nicht überführt werden, weshalb Sibbo und Rickmers schließlich mit ihrer Klage abgewiesen wurden . . .

Redlef, der jedes Mittel versuchte, um sich dem Vater wieder zu nähern, fand sich endlich in sein Schicksal. Für den Verlust der väterlichen Liebe entschädigte ihn der Besitz Almuth's, die ihm mit rührender Treue anhing. Luddo Rickmers lebte von Neuem auf und entschloß sich auf wiederholtes Zureden Sibbo's, das Moor im nächsten Herbste zu verlassen und für die letzten Jahre seines Lebens Wohnung in der Marsch zu nehmen. Der Grodenhof, ein einträgliches Besitzthum, kam wirklich zum Verkauf und ging in Rickmers Hände über. Dieser versäumte nicht, sofort sein uraltes Wappen über der Eingangsthür anbringen und allen landwirthschaftlichen Geräthschaften das runenartige Hauszeichen der Rickmers einbrennen zu lassen . . .

Auf einen ungewöhnlich milden Winter trat zeitig

heiteres und meistentheils trockenes Frühlingswetter ein, verbunden mit häufigem Winde, welcher das im Herbst so hoch überschwemmte Land schnell wieder austrocknete. Auch im Wiesenmoor verlor sich das Wasser ziemlich rasch und der üppig aufsprossende Graswuchs versprach im Sommer eine ergiebige Heuernte.

Nur der große Kolk verursachte Rickmers und Sibbo noch Bedenken. In diesem unergründlich tiefen Bassin, das einst die Fluthen des Meeres geschaffen hatten, wollte das Wasser nicht abnehmen, und alle Marschbewohner befürchteten, es möchte selbst im Sommer die Verbindungsstraße über den Dobben nicht benutzt werden können, was eine äußerst empfindliche Verkehrsstörung verursacht haben würde. Die Vorkehrungen Sibbo's hatten sich übrigens praktisch erwiesen; denn die offenen Stellen des Dobben, welche die heimlichen Spatenstiche des Deichgrafen verursacht hatten, schlossen sich schon im Winter, da Rickmers unter Sibbo's Anleitung nicht versäumte, alle Spalten und Vertiefungen mit lebendigem Moorrasen auszufüllen. Allein der ganze Dobben zitterte und bewegte sich wie eine elastische Decke selbst unter den leichten Fußtritten ihn überschreitender Menschen.

Redlef, der ein gesundes Urtheil besaß und den Dobben an verschiedenen Stellen untersuchte, um dessen Stärke genau zu ermitteln, hielt dafür, die an sich tragfähige

dicke Erd- und Rasenschicht werde bedeutend an Festigkeit gewinnen, wenn man das überflüssige Wasser des Kolkes ableiten könne. Nach längeren Berathungen mit den ihm befreundeten Männern entschloß man sich dazu, indem ein schmaler, über sechs Fuß tiefer Abzugsgraben bis in den Canal geleitet wurde, welcher das überflüssige Stauwasser der Gräben durch die Spülschleuße in's Meer führte.

Der Erfolg dieser Ableitung übertraf alle Erwartungen. Das Wasser im Kolk fiel um mehrere Fuß. In gleicher Weise sank die ungeheure Fläche des Dobben, verlor ihre gar zu große Elasticität und trug wieder beladene Wagen. Nur eine einzige Stelle schien nicht ganz sicher zu sein und mußte deshalb mit großer Vorsicht befahren werden. Diese lag mitten im Kolk und bildete jene schon früher erwähnte schmale Landzunge, über welche von jeher die Straße aus der Marsch ins Moor führte.. Die verderblichen Spatenstiche des Deichgrafen, welcher die Zerstörung des Dobben und die Verwüstung des ganzen Wiesenmoores beabsichtigte, ließ hier eine Menge kleiner, neuer Dobben entstehen, die grüne Wassergewächse unkenntlich machten, während die unterirdische Strömung das Ansetzen fester Erdtheile erschwerte. Es war daher nöthig, daß Wagen, die einander im Kolk begegneten,

nur einzeln diese gefährliche Stelle des Dobbens passirten ...

In dieser ganzen Zeit ward Haro Jochims von Niemandem gesehen. Der erzürnte Mann hielt sich still daheim und kümmerte sich dem Anscheine nach nicht einmal um die Bestellung seiner Ländereien. Besuche erhielt er nur dann und wann von seiner verheiratheten Tochter. Durch diese erfuhr er auch gleich nach Ostern, daß Redlef sich binnen kurzem mit Almuth verheirathen werde. Das anmuthige, junge Mädchen hatte den Grodenhof mit Vater und Mutter besucht und mancherlei Anordnungen für die nächste Zukunft daselbst getroffen ...

Auch jetzt noch gab sich der Deichgraf den Anschein, als sei es ihm völlig gleichgiltig, was sein Sohn beginne. Im Stillen jedoch zog er Erkundigungen ein, an welchem Tage die Trauung der Verlobten in der alten Kirche auf der einsamen Wurth stattfinden solle ...

So erfuhr der Besitzer des Gräfenhofes, daß Redlef am festgesetzten Trauungstage seine Verlobte in Begleitung aller ihm Befreundeten aus dem Moor abholen und nach der Kirche geleiten werde.

Da alle Trauungen immer zu einer gewissen Stunde stattzufinden pflegten, ließ sich die Ankunft des Brautzuges am Wurthhügel ziemlich sicher berechnen.

Haro Jochims befahl die besten Pferde vor seinen

offenen Wagen zu legen ... Es war derselbe, auf welchem er im vorjährigen Sommer die Tochter nach stattgehabter Trauung eigenhändig in den Gräfenhof zurückfuhr.

Zwischen zehn und elf Uhr Vormittags ergriff der Deichgraf die Zügel, bestieg allein den Wagen und lenkte das rasche Zweigespann durch die Kolke nach dem Wiesenmoor.

Die Luft war klar und verhältnißmäßig durchsichtig. Die Erhöhungen des schwarzbraunen Moores konnte ein scharfes Auge deutlich unterscheiden, und Gegenstände welche auf und zwischen denselben sich fortbewegten, wohl erkennen ...

Bald gewahrte Jochims drei offene Wagen, die aus dem Moore kommend, die einzige in die Marsch führende Straße einschlugen ... Erblassend ließ er seine Thiere schärfer ausgreifen, um diesem Wagenzuge an der Grenze zwischen dem Hoch- und Wiesenmoor zu begegnen ... Es war seine Absicht, wenn es sein müsse, Gewalt zu brauchen, um vorerst die Trauung zu verhindern ...

Nach wenigen Minuten erreichte er die dichte, hohe Schilfwand des großen Kolkes ... In dem Dickicht der rauschenden Rohrhalme und Blätter, die labyrinthisch den ganzen Kolk durchkreuzten und nur die Dobben frei ließen, war die Aussicht nach allen Seiten hin sehr be-

schränkt ... Auch auf dem Wagen stehend, vermochte der Deichgraf über die Häupter des Schilfes nicht hinwegzusehen ... Der ihm entgegenstehende Luftzug aber trug ihm Laute zu, die ihm das Nahen heiter sich mit einander unterhaltender Menschen verriethen ...

Jetzt schob sich das Schilfdickicht enger zusammen und die Straße machte auf dem bebenden Dobben eine Wendung ... Als das Zweigespann des Deichgrafen diese zurückgelegt hatte, lag die schmale Erdzunge des Dobben vor ihm, auf der sich seit vorigem Herbst entgegenkommende Wagen nicht ausweichen konnten ...

Gerade auf der schmalsten Stelle des bedenklichen Weges befand sich der von Redlef geleitete Wagen, der außer ihm die festlich geschmückte Braut und deren Eltern trug ...

„Halt!" rief Haro Jochims mit drohender Stimme dem Sohne zu und trieb mit zornigem Eifer seine Thiere an.

„Halt, Vater!" scholl es zurück. „Der Dobben sinkt! ... Laß' uns vorüber!"

„Und sollten wir allesammt in die Hölle fahren, ich halte Dich auf! ... Nur über meine Leiche führt der Weg in die Kirche! ..."

Beide Wagen fuhren einander rasch entgegen; denn der Dobben bog sich ein wie ein vom Winde geschwelltes

Segel ... Redlef, des Weges kundig, hielt sich genau in der Mitte der schmalen Straße, während die Pferde des Deichgrafen instinktmäßig ausbogen, bei den ersten Schritten aber schon bis über die Fußgelenke in die feuchte Erde des unfesten Dobben einsanken ...

Jochims sah ein, daß er den Sohn nicht aufhalten könne, wenn er den Pferden nicht in die Zügel falle ... Ein Augenblick und mit kräftigem Sprunge schwang er sich vom Wagen, den Angstruf derer, die er haßte, nicht achtend ... Kaum aber berührten seine Füße den Boden als die trügerische grüne Decke unter ihm sank ... zerriß ... und die hohe Gestalt des kräftigen Mannes im Nu wie in einer Versenkung verschwand !.. Unter dem Aufschrei Aller, die Zeuge dieses schrecklichen Schauspieles waren, verhallte das stumpfe Stöhnen des Unglücklichen, über dessen Haupte sich gurgelnd der Schlund des trüben Kolkwassers schloß ... Nur eine Rohrweihe flog auf aus dem unheimlich flüsternden Schilfe und ein paar schwarze Wasserhühner huschten scheu an den schnaubenden Rossen vorüber ...

Der Deichgraf war rettungslos verloren ... Seinen Leichnam behielt der Kolk ... An der Stelle, wo der starrsinnige Mann seinen Tod fand, ließ der tief erschütterte Sohn später einen Denkstein errichten, der jetzt auf fester Dobbenerde steht ...

Von dem Gräfenhofe nahm Redlef, der seine Vermählung mit der zum Tode erschrockenen Almuth noch einige Wochen hinausschob, als rechtmäßiger Erbe unbestritten Besitz ... Eine glückliche Ehe ließ ihn das furchtbare Ereigniß nach und nach vergessen ... Rikmers bezog den Grodenhof und verpachtete das Moor, das nach dem spät erfolgenden Tode des viel geprüften Mannes an die zahlreiche Nachkommenschaft der glücklichen Almuth fiel ...

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.



